

Kp

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

	Seite
Wilhelm der Friedliche	1
Kunst und Wirtschaft. Von Hans Schlegmann	13
Eine verlebte Geschichte. Von Otto Julius Bierbaum	24
Eraudi. Von Peter Hofegger	28
Anzeigen. Von Raths Schmidt, Littencron, Gabriele Henier	31
Repliken. Von Jungern, Werner, Karl Joel	83
Gold, Silber, Papier. Von Laben	85

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Inseraten-Annahme für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
 No. 875 Direktion.
 " 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
 " 7914
 " 7915 Kuxenabteilung.
 " 7916

Telegramme: Ulrichus.
 Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.
 Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 8-5 Uhr.

Carlton Hotel Astoria Restaurant früher Königs Berlin Unter den Linden 32.

Der Selzer



Natürl. Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
 Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

C. A. Gustav A. Pause, Schöneberger Ufer 23.
 Fern 6 No. 2810, Amt 9 No. 5306

Man versta ste! **Wichtig! Scharbener Selzer.**



Wichtig! Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefäße u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erbätlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

Gebr. Stark, Pforzheim Bez 60. Langjährige Lieferanten hunderter fürstlicher u. adeliger Häuser, empfehlen ihre allerletzten Neuheiten in Bestecken, Gold- und Silberwaren zu billigsten Preisen - Versand gegen baar oder Nachnahme.



16307. Schirmgabel.
Tula-Silber 800/000 M. 16.80



11429. Gravirzange.
Gold 800/000.
4 Rubin N. 19.80.



11351. Automobilbrüche,
Lampen m. 2 Diamanten
14kar. Gold M. 27.



10173. Ring mit Goldplatte zum Gravieren.
14kar. Gold M. 20.80 8kar. Gold M. 11.20.



11350. Hochmoderne Besteck, Silber 800/000
Löffel od. Gabel M. 10.80., Messer M. 9.70. Die

Nur tadellose Arbeit unter Garantie für Feingehalt. — Alte Schmucksachen arbeiten wir zu modernsten Stücken, nehmen Gold, Silber, Edelsteine in Zahlung. Kataloge mit tausenden Abbildungen gratis und franko. Ansichtsendungen zu Diensten

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Neunundfünfzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1907.



Inhalt.

<p>1812 217</p> <p>1870 f. Wilhelm der Friedliche.</p> <p>Anamorphose f. Monte Carlino.</p> <p>Archer f. Theater.</p> <p>Architekt, der 390</p> <p>Australischen Goldfeld, auf dem . . 298</p> <p>Ballin f. Boermann.</p> <p>Beerbohm Tree f. Roulette.</p> <p>Bergmann, Ernst von 51</p> <p>Berliner Sezession 159</p> <p>Bodenkreditanstalten 151</p> <p>Briefwechsel Wolfe-Garden f. Freunde.</p> <p>Britische Theaterkunst f. Theater.</p> <p>Depositen und Depots 249</p> <p>Diplomachie f. Dubiosa.</p> <p>Dreibund, der f. Wilhelm der Friedliche f. a. Roulette f. a. Dubiosa.</p> <p>Dubiosa 193</p> <p>Durch die Blume 155</p> <p>Ende, das 363</p> <p>Englands Politik f. Roulette. f. a. Monte Carlino. f. a. Dubiosa.</p> <p>Epinay, v. f. Galiani.</p> <p>Eulenburg, Fürst f. Worte, f. a. Freunde, die.</p> <p>Französische Kunst 270</p> <p>Französische Theaterkunst f. Theater.</p> <p>Frauenlyric 291</p> <p>Freunde, die 405</p> <p>Friedensboten f. Freunde.</p> <p>Friedrich Wilhelm IV. f. Dubiosa.</p>	<p>Galiani und Frau von Epinay . . 59</p> <p>Gedichte 147, 304</p> <p>Gerichtsorganisation f. Re- pliken 189.</p> <p>Geschichte, eine verliebte 24</p> <p>Getreidepreise 327</p> <p>Gold, Silber, Papier 31</p> <p>Goldfeld f. Australischen.</p> <p>Goldkrijs, die 187</p> <p>Goethe f. Theater II.</p> <p>Gaager Konferenz f. Monte Car- lino f. a. Militaria.</p> <p>Gaager Mansfalle, die 131</p> <p>Halbjahresabschluss 400</p> <p>Gardens Rückzug f. Freunde.</p> <p>Hasfeld, Fürst zu f. Dubiosa.</p> <p>Herzog Boleslaus der Kahle . . . 350</p> <p>Hohenau, Graf f. Worte, f. a. Freunde, die.</p> <p>Hohenzollern-Weltherrschaft f. Monte Carlino.</p> <p>Homosexuellen, die, f. Normale.</p> <p>Josef der Zweite 79</p> <p>Jrving, Henry f. Theater.</p> <p>Journalisten, englische f. Pot-luck.</p> <p>Italien-Reise, Bülow's f. Wil- helm der Friedliche.</p> <p>Kirchengauber 430</p> <p>Kontingentirung der Wehrmacht f. Monte Carlino.</p> <p>Krebserreger f. Repliken 33.</p> <p>Kulturpolitisches 365</p> <p>Kunst f. Französische.</p> <p>Kunst und Wissenschaft 13</p> <p>Kuß, der 102</p>
--	--

Lebensmittel f. Spekulation.	Roulette	117
Beccante, Gambon & Co. f. Monte Carlino, f. a. Freunde.	Schiedsgericht, deutsch-französisches f. Roulette.	
Behnüberzeugung, die	Schmoller, Professor f. Dubioſa.	308
Baroffo f. Wilhelm der Friedliche.	Schulreform im Elternhaus	136
Militaria	Schwarzseher f. Dubioſa.	403
Mitläufer, der	Schwind, ein Geſpräch über	91
Mittelalter f. Wanderung.	Selbstanzeigen 31, 104, 185, 352, 397	
Moebius	Sezeſſion f. Berliner.	375
Moltke, Graf Rano f. Worte f. a. Freunde, die.	Spekulation in Lebensmitteln . . .	375
Monaco f. Roulette.	Stahlwerkverband	220
Monismus und Dualismus	Tafelrunde, Diebenberger f. Monte Carlino f. a. Roulette f. a. Worte, nur ein paar f. a. Freunde, die.	426
Monte Carlino	Tanner, Gebrüder	39
Monte Carlo-Oper f. Roulette.	Theater, das, I	99
Moriz und Rina	Theater, das, II	435
Museumspläne, deutsche	Theaterpolitik f. Monte Carlino f. a. Roulette.	345
Nieſche-Doverſed f. Repliken 139.	Tittom f. Wilhelm der Fried- liche.	139
Nieſche und Stirner f. Repli- ken 33, 139.	Traubt	33
Nieſches Werke und Briefe	Tschekow	355
Normale, der, und die Homosexuellen	Tſchirſchky, v. f. Monte Carlino f. a. Roulette.	450
Rotenfeuer, die	Ueberlingerſee, am	467
Ordensverleihungen f. Roulette.	Unſerblüchkeitgedanken	432
Orientalia	Urzeitkunſt	432
Paragrah 175 f. Freunde, die.	Verhaftung, meine	177
Perez, Meiſter, der Organist	Verſöhnung, deutsch-franzöſiſche f. Dubioſa f. a. Pot-luck.	456
Polſchek, der	Wanderung ins Mittelalter	287
Pot-luck	Wehrmacht f. Monte Carlino.	223
Puttkamer, v. f. Dubioſa.	Wilhelm der Friedliche	330
Rabbi Cohn	Wirthſchaft f. Kunſt.	330
f. a. Pot-luck.	Woermann und Wallin	171
Reden franzöſiſcher Offiziere f. Wilhelm der Friedliche.	Worte, nur ein paar	171
Reichstag-Präſidenten f. Pot-luck.	Wucherer f. Ritter.	1
Repliken	Zuderröhr und Zuderrülbe	33, 139
Revanche f. Wilhelm der Fried- liche.	Zweikampf Molke-Garden f. Freunde.	33, 139
Richter, zur ſozialen Lage der f. Repliken 139.		381
Ritter und Wucherer		381



Berlin, den 6. April 1907.

Wilhelm der Friedliche.

Marokko.

Am letzten Märztag des Jahres 1905 war der Deutsche Kaiser in Tanger. Vier Stunden lang hatten die zu feierlichem Empfang abgeordneten Würdenträger an der Landungsstelle gewartet. Wird der Kaiser reden? Was wird er sagen? Nichts, hieß es in Berlin; die Landung ist als ein Lied ohne Worte gedacht. Doch Wilhelm sprach. Antwortete dem Scherifen Muley Abd ul Malek, der ihn im Namen des Sultans, seines Neffen, begrüßt hatte: „Dem unabhängigen Herrn dieses Reiches gilt mein Besuch. Ich hoffe, daß unter der Souverainetät des Sultans das freie Marokko dem friedlichen Wettbewerb aller Völker offen bleiben, daß hier völlige Gleichheit herrschen und der Gedanke an Monopole und Annexionen nicht aufkommen wird. Der Zweck meines Besuches ist, zu zeigen, daß ich entschlossen bin, zur Wahrung unserer marokkanischen Interessen Alles, was in meiner Macht steht, zu thun. Ueber die zur Wahrung dieser Interessen zu wählenden Mittel habe ich mich nur mit dem Sultan zu verständigen, den ich als absolut freien Herrscher betrachte. Ich glaube, daß der Sultan bei der Ausführung seiner Reformpläne sehr vorsichtig sein und das religiöse Gefühl seines Volkes schonen muß; sonst könnte die öffentliche Ruhe seines Reiches gestört werden.“ Nach dieser Rede ritt der Kaiser mit großem Gefolge ins Haus seines Gesandten, empfing dort die Vertreter der Großmächte und ging zwei Stunden nach der Landung wieder an Bord. Am siebenen April schickte Delcassé an die Botschafter der Französischen Republik eine Cirkularnote, die ihnen die Thatsache einschärfen sollte, daß der Minister dem Gür-

sten Radolin alle wesentlichen Bestimmungen des accord franco-anglais im März 1904, siebenzehn Tage vor der Unterzeichnung, mitgeteilt und den Inhalt dieses Gespräches auch, durch Vermittlung des Botschafters Bihourd, sofort zur Kenntnis des Auswärtigen Amtes gebracht habe. Le Gouvernement Impérial, qui, dès la publication de l'accord, a pu constater l'exactitude absolue des renseignements que j'avais donnés à son Représentant, a donc été, à ce point de vue, l'objet d'un traitement de faveur. Ma confiance au prince de Radolin et la communication de M. Bihourd à M. de Richthofen n'ont provoqué, de la part de l'Allemagne, ni protestation ni demande d'explications. Das war die Antwort auf die Rede des Kaisers. Ihr wußtet, was wir wollten, habt's früh genug erfahren und weder protestiert noch auch nur neue Aufklärung verlangt; Eure Klage scheint uns jetzt deshalb nicht begründet. Um die selbe Zeit war Udjda von dem Prätendenten bedroht und Frankreichs Gesandter Saint-René Taillandier erhielt aus Paris den Auftrag, den Sultan daran zu erinnern, daß diese Stadt bisher nur mit französischer Hilfe zu halten gewesen sei. Die Wirkung auf Abd ul Aziz bleibt aus; der Maghzen, der nun ja auf Deutschland rechnen darf, zeigt sich schwierig und in den Berichten, die Frankreichs Vertreter aus Algerien und Marokko senden, wird immer wieder über die unsicheren Zustände in und bei Udjda geklagt. Das Deutsche Reich hatte erklärt, von fünf Grundsätzen nicht weichen zu können. „Wir verhandeln nur mit dem Sultan; über das Programm der von dem Maghzen vorgeschlagenen Konferenz geben wir keine Auskunft; wir räumen keiner anderen Macht in Marokko mehr Recht ein, als wir selbst dort haben; der franko-britische und der franko-spanische Vertrag vom Jahr 1904 existiert für uns nicht; wir stehen auf dem 1880 durch die madridener Konferenz geschaffenen Boden.“ Bleibt's dabei? Nur bei dem Konferenzplan, den Graf Tattenbach dem Sultan suggeriert hat. Als Rouvier auf Delcassés Stuhl sitzt, wird mit Frankreich verhandelt, in assurances réciproques das Arbeitsgebiet der Konferenz begrenzt, das in l'érêt spécial der Republik jammert ihren „Verträgen und Arrangements“ anerkannt und von dem madridener Abkommen ist nicht mehr die Rede. Nur die Konferenz: dann sind wir zufrieden. Herr Bihourd berichtet: „Fürst Bülow hat mir erklärt, Deutschland könne heute nicht thun, was es vor einem Jahr thun konnte und vielleicht (dabei lächelte er) in einem Jahr thun kann. Die Konferenz solle dem Deutschen Reich nur aus einer unbequemen Lage helfen. Der Kaiser könne den Sultan, dem er sich verpflichtet habe, nicht im Stich lassen; doch die Zukunft gehöre Dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans müsse

verkündet werden. Wenn das Experiment mißlinge (was sehr möglich sei), könne Frankreich die Rolle übernehmen, nach der es strebe. Vor der Konferenz müsse der Kanzler unserem Verlangen Widerstand leisten; nachher würden wir alle berechtigten Ansprüche leicht bei ihm durchsetzen". Das Ergebnis dieser Verhandlungen war die Uebereinkunft vom achten Juli 1905, die den Franzosen die Angst vor der Konferenz nahm, ihre Herzenswünsche erfüllte, immerhin aber noch proklamirte, die Unabhängigkeit des Sultans und die Integrität seines Reiches müsse von allen Mächten geachtet werden. Im Dezember 1905 sagt Rouvier in der Kammer: „Unsere Rechte im Grenzgebiet kümmern, wie in unseren Abmachungen mit Deutschland ausdrücklich festgestellt ist, nur Frankreich und Marokko. Aber nicht nur die Nachbarschaft giebt uns eine Sonderstellung. Unser Recht reicht viel weiter; es beruht darauf, daß Frankreich in Nordafrika eine moslemische Macht ist, die über sechs Millionen Eingeborene und siebenhunderttausend Kolonisten herrscht und ihre Autorität wahren muß. Die marokkanische Frage umfaßt ein nationales Lebensinteresse; bleibt sie unbeantwortet, so kann das große Werk scheitern, das Frankreich seit drei Vierteljahrhunderten in Nordwestafrika unternommen und mit so schweren Opfern bezahlt hat. In den Verhandlungen mit dem Deutschen Reich sind nicht alle unsere Rechte anerkannt, alle aber vorbehalten worden". Am siebenten April 1906 wurde in Algier das Schlußprotokoll unterzeichnet. Am ersten April 1907 wehte die Fahne der Französischen Republik über Ujdja.

Da hat sie schon einmal geweht: just vor sechzig Jahren, nach dem Kampf gegen Abd el-Kader. Nicht lange. Wird sie jetzt eben so schnell von dem Thoc und den Minareten Ujdjas verschwinden? Möglich. An der Stadt lag den Franzosen früher nicht viel; sie war von Marnia und Nemours aus ja leicht zu bewachen, von der oranischen Division rasch zu erobern. Als im Juni 1903, beim Anmarsch des Prätendenten, die Einwohner französische Hilfe erbaten und sich bereit erklärten, die Oberhoheit der Republik anzuerkennen, lehnten Sonnart, der Generalgouverneur von Algerien, und Delcassé den Vorschlag ab und gestatteten nur, die Truppe des Sultans durch algerisches Gebiet zu führen. Delcassé wollte vermeiden, de faire naître à notre frontière une agitation qui pouvait porter ombrage à certaines Puissances; und drückte deshalb, selbst wenn das Grenzrecht verletzt wurde oder einem Franzosen Unrecht geschah, gern ein Auge zu. Die Lösung war: Wir sind dem Sultan befreundet und greifen nur ein, wenn das Machtaufgebot des Maghzen die Ruhe nicht zu sichern vermag. Auch jetzt handelt sich nicht um Ujdja. Der Minister Bichon hat gesagt: L'occupation sera essentiellement provisoire; elle

durera jusqu'au jour où toutes les satisfactions demandées seront obtenues; und war in dieser Stunde gewiß aufrechtig. Jetzt handelt sich darum, den Musulmanen zu zeigen, daß Frankreich die Kraft hat, wider deutschen Wunsch seinen Willen durchzusetzen. Die Ermordung des Arztes Rauchamp bot den willkommenen Vorwand. Und diese Demonstration wird, über den Belad el-Maghzen hinaus, auf den ganzen Islam wirken. Marokko hat seit zwei Jahren manche Enttäuschung erlebt; die schlimmste nun in Udja. Der Bund der Westmächte hat sich als fest und stark erwiesen und Mohammed el-Tortos selbst, der in Algiras noch zweifeln mochte, muß nun einsehen, daß auf eine rettende That Deutschlands nicht zu rechnen ist. Wie nach Villafranca, wurde hier vorausgesagt, werde es gehen: und ist's gegangen. Wie damals die Hauptbestimmungen des züricher Friedensvertrages ein paar Monate nach der Unterzeichnung obsolet waren, so ist heute die Algirasakte zum Kinderschreck geworden. Die marokkanische Schlappe ließe sich, so schwer sie ist, verschmerzen. Doch der Islam ist ein Leib. Was Abd ul Aziz erleidet, geht an Abd ul Hamid nicht spurlos vorüber. Daß im Osmanenreich der deutsche Einfluß geschmälert ist, hat wohl eher der Erfolg der Westmächte seit dem Tag von Tanger bewirkt als die Heftigkeit des Freiherrn von Marschall im Fall Fehim Pasch. In der moslemischen Welt, die, auf den Ruf des blonden Gizaurenkaisers, gegen das Angelreich aufstehen könnte, das deutsche Prestige zu schwächen: Das war ja ein Ziel britischer Politik. Dieses Ziel ist erreicht. Wir dürfen uns nicht drüber täuschen. Sir Edward Grey hat Lansdownes, Rouvier, Bourgeois, Bichon haben Delcassés Politik fortgesetzt und die Nachfolger ernten, was Theophil, der unter deutschem Triumphgeheul Bestattete, still gesät hat.

Mußte es sein? Bismarck hat gesagt: „Wir können uns freuen, wenn die Franzosen Marokko nehmen; dann haben sie zu thun und wir dürfen ihnen die afrikanische Gebietserweiterung als Ersatz für Elsaß-Lothringen gönnen“. Danach konnten wir handeln. Mußten, wenn wir uns einmal engagirt hatten, aber fest bleiben. Durften nicht auf Albert Honorius von Monaco hören. Nicht von Visconti Venosta, Witte oder Roosevelt Rettung aus der Noth erwarten. Weder vor noch während der Konferenz zurückweichen. Wir habens gethan: und spüren die Folgen. Schon schwillt in der Türkei der franko-britische Einfluß; ein Finanzsyndikat, dem die londoner und die pariser Firma Rothschild angehören, hat die Aktien der Société des Quais de Constantinople aufgekauft und versucht, die großen Geschäfte an sich zu ziehen. Schon rathen englische Blätter der verbündeten Republik, in Marokko aktiver vorzugehen, und schwichtigen ihr Bedenken mit der Versicherung, Deutschland werde das Feuer

scheuen. Und kaum halte Herr von Tschirschky dem Botschaftsrath Lecomte (der ja nicht auf den Bordereingang angewiesen ist) artig erklärt, die Okkupation von Udjda kümmere uns nicht und könne keinen Anlaß zum Widerspruch geben: da kam eine Herausforderung, wie das Deutsche Reich sie seit seiner Geburt nicht erlebt hat. Kam aus Paris, schallte über den Erdkreis hin und wurde in Berlin totgeschwiegen. Der Starke wi h wieder einmal muthig zurück.

Revanche.

Im März hatte Oberst Goepf, ein Elsäßer, dem die Führung des sechsundzwanzigsten Infanterieregimentes anvertraut war, die Altersgrenze erreicht. Beim Abschiedsfest rief er den Kameraden zu: „Ihr seht mich traurig, weil ich nach fünfunddreißigjähriger Dienstzeit scheiden muß, ohne den Nachkrieg erlebt zu haben, den wir täglich erwarten. Vor zwei Jahren schien die große Stunde gekommen. Doch mein alter Traum wurde wieder nicht Wirklichkeit. Der Krieg muß kommen. Jetzt kann ich nur noch auf den Nachwuchs rechnen, auf Frankreichs tapferer Jugend. Die Sechszwanziger werden den Deutschen zeigen, daß unser Regiment auf der Höhe seiner Aufgabe ist“. Ein jüngerer Kamerad hatte mit noch ungeflämterer *francisque fureur* geantwortet. Dann sprach General Bailloud, der Kommandant des zwanzigsten Corps. „Der Oberst hat daran erinnert, daß wir 1905 dicht vorm Krieg standen. Das ist richtig. Die selbe Ursache oder ein neuer Vorwand zwingt uns vielleicht bald zur Erfüllung dieser Patriotenpflicht. Der Krieg wird kommen. Und ich habe die Zuversicht, daß Ihr Regiment, Herr Oberst, erfolgreich mitwirken wird, Frankreich die verlorenen Provinzen und Ihnen die Heimath wiederzugeben.“ Das geschah in Nancy, im Kasino der Sechszwanziger. Kein Unglück; unter Kameraden fällt manchmal ein rasches Wort. Aber die Reden werden in die Presse gebracht. General Bailloud (der in Lientzin die internationale Schutztruppe geführt, also auch Deutschen befohlen hat) erklärt, er habe nicht gesagt: *La guerre se fera*, sondern: *La guerre peut se faire*. Und veröffentlicht den Hauptinhalt seiner Rede in einem Parolebefehl. Sozialistische Abgeordnete kündigen eine Interpellation an. Der Kriegeminister Picquart läßt den Kommandirenden General nach Paris kommen und empfiehlt, da die Erklärung Baillouds ihm nicht genügt, dem Cabinet, die Kommandanten des sechzehnten und des zwanzigsten Corps ihre Plätze wechseln zu lassen. Am vierundzwanzigsten März erschieint das Dekret, das Bailloud nach Montpellier versetzt. Nun interpellirt außer dem Genossen Constant auch der lothringische Nationalist Maurice Parrès, der seine Dichter des *Jardin de Bérénice* und

der Déracinés. „Der Kriegsminister konnte den General Bailloud nach Paris rufen und zur Rechenschaft ziehen; als er ihn aber gehört hatte, mußte er ihn umarmen und ihm sagen: Sie sind ein tapferer Soldat!“ (Zwischenruf des Ministerpräsidenten Clemenceau: Il l'a peut-être fait!) „Ueber die Ostgrenze dringen oft heftigere Reden in unser Ohr. Die Deutschen haben sich wegen der narcyer Feier nicht aufgeregt. Ihr Oberbefehlshaber hat sie an eine viel schroffere Tonart gewöhnt; er pflegt vom scharfen Schwert und vom trockenen Pulver zu sprechen. Ahnt die Regierung nicht, wie ihre Maßregel auf die Lothringer wirken mußte, deren Patriotismus sehnsüchtig auf den Tag harret, der den hohen Glockenthurm der Stadt Metz endlich wieder mit der Trifolore schmücken wird?“ Zuerst antwortet der Kriegsminister; der selbe Picquant, dem unsere liberale Presse als dem würdigsten Erben Bayards gehuldigt hat und dessen Bild manche deutsche Maid im Postkartenalbum bewahrt. „Herr Barrès hat daran erinnert, daß ich Straßburger bin. Ich vergesse es nicht; eben so wenig aber, daß ich französischer Kriegsminister bin. Ehier Patriotismus braucht nicht Lärm zu machen. General Bailloud ist durchaus nicht in Ungnade; wir haben ihn nur in eine Garnison versetzt, wo er weniger Anlaß zur Nervosität hat. Sein Nachfolger ist nach allgemeinem Urtheil einer der tüchtigsten Offiziere unseres Heeres. Er wird dafür sorgen, daß sein Corps schlagfertig ist, wenn der Tag anbricht, der . . .“ Die radikalen Freunde hindern den Minister, in der Kammer und vor Europa so zu reden, wie Bailloud im Kasino geredet hat. Dann kommt Clemenceau. Seine Hauptsätze müssen wörtlich angeführt werden; die treueste Uebertragung könnte eine Nuance verweisen. „Le gouvernement s'est trouvé dans une situation douloureuse. Si vous aviez pu entendre les paroles par lesquelles j'ai accueilli le général Bailloud dans mon cabinet, vous comprendriez que les sentiments qui battent dans le coeur du général Bailloud battent aussi dans le mien. Mais il est impossible d'admettre qu'un général puisse annoncer une guerre avec un peuple déterminé pour un objet déterminé; c'est l'affaire du Parlement.“ Diese Reden sind am siebenundzwanzigsten März 1907 im pariser Palais Bourbon gehalten worden.

Ein französischer General spricht mit überschwingender Hoffnung vom Rachekrieg, der den Deutschen das eroberte Reichsland wieder nehmen werde. Die Rede wird in Lokalblättern, in der France Militaire, dann in einem Corpsbefehl (mit unweiblich veränderten Wortlaut) veröffentlicht. Die Regierung kann sie ignoriren; kann, im Journal Officiel oder im officiösen Temps, erklären, der Inhalt sei nicht richtig wiedergegeben, und ein paar höfliche Worte an die Adresse des Nachbarn hinzufügen. Fällt ihr nicht ein. Sie

giebt dem General zwar ein anderes Kommando. Doch der Kriegsminister empfängt ihn mit offenen Armen (und muß durch freundschaftlichen Zwang daran gehindert werden, ihm die Chauvinrede nachzusprechen). Und der Ministerpräsident erklärt auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses: Ich theile die Empfindung dieses Generals und habe es ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu der Ankündigung befugt, daß Frankreich gegen ein bestimmtes Volk zu einem bestimmten Zweck Krieg führen werde. Kein Radikaler, kein Sozialdemokrat widerspricht. Zwölf Stunden lang ist das Land ein Bißchen unruhig. „Dieser Clemenceau lernt sein Temperament doch nie zügeln! Was wird Deutschland antworten?“ Nichts. Schweigen in der Wilhelmstraße und in der Presse. Auf Kommando? Schnell beruhigt sich Frankreich. „Dieser Clemenceau spielt nur den Hühlerkopf; er weiß ganz genau, was er thut, und ist seiner Wirkung gewiß. Daß Deutschland diesen Streich hinnehmen würde, hätte im April 1905 Keiner erwartet. Im Westen und im Osten wird man nicht vergessen.“ King Edward kann seinem Schützling zu dem Erfolg gratuliren.

Ein Erfolg ist's. Seit am sechsten Juli 1870 der Herzog von Gramont die Drohrede über die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hielt, hat kein französischer Minister auf der Tribüne der Kammer je wieder so zu Deutschland gesprochen. Und Gramont hatte immerhin noch der sagesse du peuple allemand ein Kompliment gedreht. Trotzdem ließ Bismarck damals aus Buzin sofort an Solms nach Paris und an Bernstorff nach London depeeschiren, bis zur öffentlichen Zurücknahme der öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gramont unmöglich. „Es war eine internationale Unverschämtheit, eine amtliche internationale Bedrohung mit der Hand am Degengriff“, hat er später geschrieben. Als er in Berlin dann erfährt, daß der König dennoch in Ems mit Benedetti verhandle, „ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen“, und daß der Prinz von Hohenzollern der spanischen Kandidatur entsagt habe, empfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühles so tief, daß er schon entschlossen war, dem König einfach seinen Rücktritt aus dem Dienst zu melden. „Ich hielt die Demüthigung vor Frankreich und seinen renommiistischen Kundgebungen für schlimmer als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorgeschichte und unser damaliger Mangel an Kriegsbereitschaft immer dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg und waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Krieg schritten, durch den allein wir den Flecken abwaschen konnten. Meine Stellung war jetzt unhaltbar geworden, eigentlich schon dadurch, daß der König den französischen Botschafter unter dem Druck von Drohungen während seiner Badekur vier Tage hinter einander in Audienz

empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponirt hatte.“ Die Emser Depesche ermöglichte dem Ministerpräsidenten, im Dienst Wilhelms zu bleiben. Wilhelms Enkel, ward uns seitdem oft erzählt, hat die Franzosen verhöhnt; nur senile Narren denken drüben noch an den Rachekrieg; und wer gar laut davon spräche, hätte seine politische Rolle ausgespielt. Sechszunddreißig Jahre nach dem Krieg hören wir, aus dem Munde der radikalen Journalisten, die Frankreich regiren, jetzt wieder den hochfahrenden Ton Gramonts. Lange nach den resignirenden Reden Ferrys und des Herzogs von Broglie. In der Stunde, wo Frankreich in Marokko mit Waffengewalt die *pénétration pacifique* vorbereitet. Der Kriegsminister drückt den Revanchegeneral ans Herz, der Ministerpräsident versichert ihn innigster Sympathie und zaudert nicht vor der Andeutung, daß der Krieg geführt werden wird, sobald die Zeichen günstig scheinen. Acht Wochen vor dem Beginn der Konferenz, die den Weltfrieden sichern und deshalb die Wehrkraftleistung begrenzen soll. Der von den Landsleuten als Sündenbock in die Wüste gestoßene Delcassé hat uns nie annähernd Aehnliches zugemuthet. Hatte als Minister auch nicht, wie der ältere Vertrauensmann Eduards jetzt, die Rückzüge deutscher Politik erlebt. Clemenceau kämpft für sein Haupt. Die Radikalen finden ihn lau, die Sozialdemokraten beinahe konsevantio, seine Mehrheit bröckelt; und er will nicht fallen wie ein Duzendminister. Als Bannerträger des nationalen Gedankens hat er für ein Weilschen wohl wieder Ruhe. Wer will den Mann stürzen, der für den Marsch nach Ujdja verantwortlich ist? Der alte batailleur kann lachen. Darf wagen, was einst dem Tapfersten Tollkühnheit schien. Den kleinen Delcassé überließ kalt, wenn von einer Okkupation marokkanischen Gebietes die Rede war. Der große Gambetta mahnte: Stets dran denken, doch nie davon sprechen! Clemenceau läßt den General Lyautey marschiren und spricht, als handle sich um die harmloseste Sache, von dem Rachekrieg. Im April 1905 hätte ers noch nicht riefirt. His Gracious Majesty kann mit dem Schüler zufrieden sein.

Und wir? Fürst Radolin hat nicht den Befehl erhalten, auf Urlaub zu gehen und nach Paris erst zurückzukehren, wenn der verantwortliche Geschäftsführer der Republik seine Ungezogenheit gesühnt hat. Im Allgemeinen ist's nicht Sitte, mit einer Regierung, die ihre Sehnsucht nach der Gelegenheit zum Krieg so offen, ohne jede Schonung des Nachbarn, ausgesprochen hat, noch weiter freundlich zu verkehren. Wirthum. Fordern weder Erklärung noch gar Deprelation. Der Kanzler hat im November ja im Reichstag gesagt, der Marokkostreit habe an unseren angenehmen Beziehungen zu Frankreich nichts geändert; „erfreulicher Weise hat sich hierbei von Neuem gezeigt, daß die beiden großen Völker

in Frieden mit einander auszukommen wünschen^o. Herr Lecomte bleibt persona grata am Hof. Die sichtbare Thätigkeit des Auswärtigen Amtes beschränkt sich darauf, vorzusorgen, daß über die pariser Bescherung nicht etwa ein hartes Wort in die Presse komme. Was nicht in der Zeitung steht, ist überhaupt nicht geschehen. Trotzdem an der Seine jedes Kind, an der Themse jeder Clerf weiß, daß Clemenceau sich ohne Eduards Erlaubniß nie so weit vorgewagt hätte, und trotzdem alle Schwierigkeiten der letzten Jahre uns aus London kamen, telegraphirt Herr von Tschirschky (der natürlich nur das Werkzeug eines höheren Willens ist) gerade jetzt an einen britischen Journalisten, er hoffe, der „engere Aneinanderschluß Deutschlands und Englands werde Fortschritte machen“. Am selben Tag bezeugt an der Riviera di Levante der Kanzler einem römischen Zeitungsschreiber, das Deutsche Reich liebe, wolle, erstrebe nur den Frieden. Wieder eine Etape. Die Demüthigungversuche, die hier so oft vorausgesagt wurden, sind gekommen. Deutschland nimmt sie lächelnd hin und zeigt sich so fromm, daß es künftig auch mit dem bösesten Nachbar in Frieden zu leben vermag. Glaubt der Kanzler, der Kaiser, daß diese Devotion dem Reich nützen wird? Staunend sieht Europa, was das Land Bismarcks heute einsteckt. Nächstens versucht man vielleicht, ob die Urkunde des Frankfurter Friedens nicht, von der Meistbegünstigungsklausel her, zu durchlöchern ist. England hat ja ein Interesse daran... Im Juli 1870 stand in pariser Blättern: La prusse cane! Von unseren guten Freunden und getreuen Nachbarn meint Mancher, Deutschland müsse sich ducken.

Italienische Reise.

Herr Tittoni ist in Rom wieder Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Er war gefallen, weil er sich zu tief mit Ringuettis Schwiegersohn eingelassen hatte, und sein Vetter Silvestrelli sogar mußte, als der Marchese Di San Giuliano in der Konsultathrone, aus der für Algeiras bestimmten Delegation weichen. An seine Stelle kam Visconti Venosta. Der fuhr von Rom nach Paris zu Rouvier. Die Gefahr eines Konfliktes zwischen Deutschland und Frankreich: und der Vertreter einer dem Deutschen Reich gerade für solchen Fall verbündeten Großmacht fährt nach Paris, um „Informationen über die Lage einzuholen“. Wie der greise Marchese dann in der andalusischen Küstenstadt operirt und optirt hat, ist allzu bekannt. Trotz der Hymne, die Freund Bernardo ihm nach radowizigen Noten sang. Italien ließ den Bundesgenossen im Stich und ging mit der ganzen Barschaft in den Concern der Westmächte über. Folge: die Mensurdepesche an Agenor Goluchowski (dafür ist er nun tot; o Pein!), die in Rom arg verstimmt und deren Nachwirkung durch das von Franz Joseph auf Wilhelms Wunsch mitunterzeichnete Telegramm ab-

geschwächt werden sollte. Umsonst: der kluge Mann der schon vorher durch Klatsch gekränkter Königin Helena blieb bis ans Herz hinan kühl und spannt, sub auspiciis des Britenkönigs, seine Fädchen weiter. Herr Littoni war inzwischen auf die Hohe Schule geschickt worden. Als Botschafter in London sollte er das wahre Wohl seines Vaterlandes erkennen lernen. Hat's auch erkannt. Das anglo-italische Verhältniß noch intimer gestaltet und, als er wieder Minister geworden war, schon im Juni in der Kammer erklärt, er werde Grey's Vorschlag, die Rüstung zu begrenzen, im Haag unterstützen. Nun war er für uns doch abgethan? Nein. Fürst Bülow, lasen wir, geht während der Osterferien der Parlamente nach Rapallo und dort wird ihn der Minister Littoni besuchen. Die offiziöse Agenzia Stefani lieferte eine leise Korrektur: „Der Minister wird der Einladung des Reichskanzlers folgen.“ Kommt also nicht etwa, weil des Herzens Neigung ihn treibt. Die römische und mailändische Presse präladirt: „Nur keine zu enge Freundschaft mit Deutschland! Schon der Schein schädigt unsere Beziehungen zu England und Frankreich.“ Fast überall die selbe Weise; nur die Tonart ist verschieden. Im Osservatore Cattolico wird Visconti Venosta gepriesen. Der habe begriffen, daß der Dreibund modifiziert werden, daß Italien seine traditionelle Freundschaft mit England gegen jede Gefahr sichern und sich zugleich Frankreich nähern müsse. „Das erklärt die letzten Etappen unserer Politik und unsere eben so korrekte wie würdige Haltung in Algessiras. Den Dreibund wollen wir nicht lösen. Erst eine Thatsache und andere politische Konstellationen tauchen erst am Horizont auf. Wir hoffen aber, daß Littoni Widerstand leistet, wenn Bülow ihn gegen den englischen Vorschlag zu stimmen sucht. Wir wollen nicht ‚los von Berlin‘, wünschen aber eine Lockerung der allzu gefährlich engen Bande, die Rom noch an Berlin fesseln. Wir glauben auch nicht, daß Deutschland deshalb mit Italien brechen würde. Das Deutsche Reich ist zu isolirt, als daß es selbst nach einer Ablehnung seiner Wünsche sich den Luxus solchen Bruches erlauben könnte. Die Tage Bismarck's sind vorüber. Bülow kann weder an Englands noch an Frankreichs Isolirung denken; er hat mit einer ganz anderen Isolirung zu rechnen.“ An unverdächtiger Stelle macht sich recht gut. Und Littoni ist durch Unwohlsein einstweilen am Reisen verhindert.

Kommt er? Noch vertritt ihn an der Riviera di Levante der Senator Blaserna, der Freund und Dienstmann Viscontis. Der läßt sich interviewen, geht über unverbindliche Redensarten aber nicht hinaus. Die Presse wird schon etwas deutlicher. Warnt vor intimazioni germaniche. „Nur keinen Druck, lieber Bundesgenosse, nur keine unbrqueme Forderung: sonst geht's Dir wie in Algessiras. Die Westmächte sind stärker als Du: also zeige Dich nachgiebig und muthe uns nicht wieder eine Wahl zu, die auch diesmal nur gegen Dich

aufpassen könnte.“ Nun kann der Minister kommen. Er kommt. *Change-ment à vue*. Volle Uebereinstimmung beider Staatsmänner. „Italien ist auch über die Behandlung des englischen Vorschlages mit Deutschland vollkommen einig und die Mißstimmung aus den Tagen von Algésiras als endgiltig überwunden anzusehen.“ Und so weiter. Warten wird ab. Auch vor der Marokko-Konferenz haben die Offiziosen versichert, Italiens Unterstützung sei uns gewiß. England will die Entwicklung der Wehrkraft anderer Großmächte (zurächst der Vereinigten Staaten, dann Deutschlands) hemmen. Wird es auf diesen Plan verzichten? Das ist die erste Frage. Da Eduards' Botschafter in Petersburg den Antrag gestellt hat, im Haag über das Rüstungsmaß zu verhandeln, ist sie beantwortet. Wird Italien sich unter irgendwelchen Umständen von England trennen? Wer den Muth hat, diese zweite Frage ohne Mißtrauen sink zu bejahen, muß die letzten Jahre verschlafen haben. Der Wunsch, die Rüstung zu begrenzen, ist an mancher Stelle ja nicht gerade enthusiastisch aufgenommen worden. Möglich, daß Italiens Eifer dadurch abgekühlt ist. Möglich auch, daß Herr Tittoni versucht hat, gegen eine billige Konzession einen werthvollen Vortheil einzutauschen und in den Dreibundvertrag ein neues Löchlein zu machen. Warten wird ab. Der *Temps* gönnt den beiden Staatsmännern ihre frohe Feiertagsstimmung und meint, Italien werde sich im Dreibund um so wohler fühlen, je mehr Freiheit er ihm lasse. Frankreich fürchtet ihn also nicht mehr.

Das Schauspiel dieser hitzigen Werbung um Italiens Gunst kann das nationale Hochgefühl des Deutschen nicht steigern. Der Haargist nicht die Welt; und Herr Tittoni zeigte sich (in Interviews, die er nachher ableugnen ließ) mit den britischen Wünschen merkwürdig vertraut. Der Kanzler des Deutschen Reiches sollte auch in den Osterferien ein ernster Geschäftsmann bleiben und das gute Verhältniß zu Italien nicht als eine Familienangelegenheit behandeln, der man, der Verwandtschaft wegen, um jeden Preis den Rimbus retten möchte. Segen wen kann und will Italien uns fortan denn noch helfen? Wenn es sich aus dem Dreibund löste, wäre es unflug; dieser Bund erhöht seine Beteiligungsquote im Syndikat der Westmächte, giebt ihm die Hoffnung auf deutsche Intervention in Wien undbürdet ihm kein Opfer mehr auf. Italien ist nicht saturiert, strebt nach der uneingeschränkten Herrschaft über die Adria und kann seine Pläne nirgends besser und unauffälliger vorbereiten als unter dem Schutz des Dreibundvertrages. Hält den Fürst Bülow wirklich noch für eine Gewähr deutscher Zukunft? Italien müßte, auch wenn es nicht wollte, mit England (das Frankreich durch die Affekanz gegen einen japanischen Angriff auf Sinesien an sich gefesselt hat) gehen, weil die Britenflotte seine Küste schützt und morgen den Oesterreichern Triest und das albanische Gebiet garantiren kann.

Italien ist uns verloren. Der Feind seiner ehrgeizigen Wünsche sitzt in Wien; und gegen keinen anderen wird es, uns zu Liebe, je zu den Waffen greifen. Was nöthig, trotz der bösen Erfahrung ihm noch einmal nachzulaufen?

Pacifiste et timide.

Clemenceaus Kammerrede konnte uns nützlich werden. Sie bot dem Reich, das allzu lange schweigend der Dreiberei zugeschaut hatte, die Gelegenheit, in stolzer Ruhe zu sagen: „In dem Augenblick, wo wir öffentlich mit einem Rachekrieg bedroht worden sind, können wir über den Vorschlag, unsere Rüstung zu begrenzen, nicht erst verhandeln, sondern müssen, als die auf dem Erdrund gefährdetste Großmacht, für wetterfeste Wehrsorgen; über Lebensfragen der Nation verhandelt man nicht mit Fremden. Glaubt Ihr, uns zur Hinnahme einer Demüthigung zwingen zu können: Versucht's!“ Das hätte nach außen gewirkt. Nach innen die gewissenhafte Prüfung des Handelns und Unterlassens, das uns in die unwürdige Lage von heute gebracht hat. Oder ist die Lage einer Großmacht, der selbst Italien die *note menaçante* nicht mehr erspart, etwa nicht unwürdig zu nennen? Von allen Seiten wird dem Reich Angst gemacht, von allen ihm schmiegsame Nachgiebigkeit angesonnen. Warum? Weil wir in einem Sturm, dem wir getrost stehen konnten, zweimal zurückgewichen sind. Und weil die Repräsentanten des Deutschen Reiches viel zu oft, viel zu laut die nahe und ferne Hörerschaft ihres friedlichen Sinnes versichert haben. Muß denn täglich die Blöthe geblasen werden? Herr Clemenceau ließ vor ein paar Monaten den Satz drucken: *Guillaume est un pacifiste*. König Eduard sprach in Paris (nicht nur in Paris): *Guillaume n'ordonnera pas la mobilisation de l'armée allemande*. Herr Jules Huret sagte neulich im *Figaro*, er habe in Potsdam gehört, *que la vraie nature de l'Empereur est celle d'un timide*. Habe gehört, der Kaiser wünsche, unter dem Namen Wilhelms des Friedlichen in der Geschichte zu leben. Unglückseliges Blöthespiel! Doch wenn ein Deutscher Kaiser so unkriegertisch wäre, daß ihm auch der Versuch einer Demüthigung nicht die Hand ans Schwert zwänge, würde das deutsche Volk, noch in Ungewittern, selbst sich sein Schicksal schmieden. Das sollte der Fremdling bedenken, ehe er den Siegern von Wörth und Sedan unglimpflich zu begegnen wagt. Sich aber auch fragen, ob der Fürst, den er gestern noch für einen Heißsporn und Eisenfresser ausschrie, heute zu dem schüchternen Männlein geschlumpft sein kann, das unter dem Stahlpanzer bei dem Gedanken an blutiges Würfelspiel schlottert. Ist dieser neue Wahn erst als sinnlos erwiesen, dann schwindet die Hauptgefahr, die uns jetzt umdräut. Denn Deutschland ist stark, war gestern gefürchtet und wird morgen wieder sein, wenn es aufhört, sich von j. dem Bluff schrecken zu lassen, und in stolzer Stille sein Erbe wahr.

Kunst und Wirthschaft.

Der Hausschwamm Kapitalismus, der das Gebäude menschlicher Befittung mehr und mehr durchsetzt, reißt seine schleimigen Fäden immer weiter. Was vor Jahren noch Märchen war, „der gekaufte Ruhm“, wird bald ganz an der Tagesordnung sein. Die gekrümmten Buckel ihrer Schmaroger, die Preise ihrer Rennpferde, der Kommerzienrath oder irgend eine Knospflochzucht genügen den Geldmächtigen nicht mehr; und die Zeit ist vorauszusehen, wo ein zukünftiger Wanderbildnererogleich auch als Dichterkomponist, Maler und Baumeister Vorber einheimst, der durch rechtmäßigen Kaufvertrag von namenlosen hungernden Künstlern auf ihn übergegangen ist. Der Fall Knauer, der im vorigen Herbst die Presse beschäftigte, ist nur eine ziemlich weit vorgeschobene Etape auf dieser Bahn des Kapitalistenruhmes. Ein Mann ohne jede künstlerische Vorbildung, der nicht zehn Striche zu zeichnen weiß, der aber seine Zeit erfahrt hat, baut als „Poszau & Knauer, Architekten“ (himmlisch, diese Rehrzahl mit dem Strohmänn!) das Neue Schauspielhaus in Berlin. Seine Architekten müssen sich kontraktlich verpflichten, über ihren geistigen Antheil an den Ausführungen der Firma reinen Mund zu halten. Nur der eigentliche Zeichner des Theaters, Herr Architekt Hermann Fröhlich, hat diese niederträchtige Klausel nicht unterschrieben und schlägt Lärm, weil in dem splendiden Reklamemachwerk des knauerischen Gastmahlsgenossen, des Ehrenprofessors Ludwig Bietsch, zwar über den Gastronomen ein geräumiges Lob enthalten, der eigentliche Erfinder des Planes aber erst hinter den „Aucharchitekten“ und Schwägern des Herrn Knauer so en passant mit ausgeführt wird. Ich hoffe, daß eine eingeleitete Klage des Herrn Fröhlich diesen Herrn Knauer der Oeffentlichkeit noch etwas näher bringt. Denn man soll ihm nicht vergessen, daß er immerhin einen neuen Rekord geschaffen hat. Architekturfirmen, die im Wesentlichen mit fremdem Kalbe pflügen, hat es schon lange Zeit gegeben, und wer sich die Finger damit beschmutzen wollte, könnte auch von Stadtbauverwaltungen ziemlich merkwürdige H'störchen erzählen. Hier verschreibt sich ein Baurath bei jeder ihm vorgelegten Zeichnung seiner Hilfsarbeiter, indem er, statt: „unterzeichnet“, harmlos „gezeichnet von K. K.“ schreibt; dort legt ein anderer dem Sieger in einem engeren Wettbewerb nah, für den Fall der Ausführung seines Entwurfes seinen Namen zurückzuhalten. Aber diese Herren von Firmen und Verwaltungen sind doch mindestens Fachleute und haben wohl auch selbst einmal Einiges geleistet. Daß ein Drahtpugunternehmer mit dem Ruhm, die allerbeste Gesellschaft um seinen lukullischen Tisch zu haben, auch noch den des Theatererfinders verbinden kann, zeigt deutlich, wie die Entwicklung vorschreitet.

Und Kunst und Künstler: wie stellt sich deren Zukunft dabei? Es ist nöthig, dieser Zukunft einmal ins Auge zu sehen.

„Die Welt ist weggegeben“; nicht an den Künstler. Das mußte schon Schiller. Sein heldischer Idealismus fand sich damit ab. Ob er das Naturnothwendige dieser Thatsache durchschaute? Er scheint den Grund auf die Verträumtheit des Künstlers zu schieben, auf seine Weltvergessenheit. Und gewiß ist: der Künstler paßt nicht in die Welt. Nehmen wir die Sache selbst weniger idealistisch, so bleibt, bis auf ganz wenige Ausnahmen, dem Künstler ein Mangel an „Weltläufigkeit“. Und der scheint nahezu naturnothwendig. Ganz selten sind die univetsalen Naturen, die, wie etwa Rubens, nicht nur in ihrer Kunst Unerhörtes zu schaffen vermögen, sondern auch noch für alle übrigen Gebiete des Lebens ein offenes Auge, ja, eine praktisch zupackende Faust haben. Und gerade die Bahnbrecher, die um ein Neues ringen: sie müssen sich in dem einen Feuer verzehren, das ihre Seele ganz erfüllt, Träger und Opfer zugleich einer erst die Zukunft erleuchtenden Flamme. Denn der Haushalt der Natur ist sparsam; sie gestattet das ungewöhnliche Emporwachsen einer einzigen Fähigkeit nur auf Kosten der Entwicklung anderer Gaben. Sie läßt das Genie das „große Kind“ bleiben, das der pfliffige Dreischrittdenker höhnvoll als „dumm“ erkennt und für seinen Profit einzufangen weiß. Wer ahnt denn, wie unermeßliche Kräfte das Ringen um eine geistige Geburt verbraucht? Dies Gebären erfordert genau so den ganzen Menschen wie die Entbindung eines Kindes vom Schoß der Mutter. Aber das „Kind“ des Künstlers erwarten nicht sorgende und liebende Hände; selten nur wird es mit Andacht und Freude aufgenommen; meist wird es gleichmüthig von Einem zum Anderen gegeben; kalte Klugen prüfen, was sie wohl für sich daraus machen können; was es schon jezt ist, sein könnte: Das ersehen sie nicht, erfragen sie noch viel weniger. Und hier liegt das tiefere Verhängniß. Inmewithin ließe sich noch denken, daß der Künstler gegen die Schädigungen geschützt werden könnte, die aus seinem Mangel an Weltläufigkeit entstehen; ja, man könnte sich damit trösten, daß die Schaffensfreude dem Weltfremden für Enttäuschung und Entbehrung Ersatz bietet: das für die Kunst selbst Verhängnißvollste liegt darin, daß das große, das wirklich neue Kunstwerk bei seiner Geburt unerkannt bleibt, bleiben muß, weil es einen weiten Schritt in die der Menge ewig unverständliche Zukunft hinein bedeutet. Man macht sich nicht genug klar, daß es so sein und bleiben muß, daß deshalb also auch die große Kunst keinen Markt hat und haben kann. In unserem nur auf das Praktische zugeschnittenen Wirthschaftsleben wird nur bewerthet, was als brauchbar anerkannt wird, was Viele oder was Mächtige zu haben wünschen. Es ist keine verwunderliche barocke Laune des Schicksals oder ein sonderliches Zeichen von der Zeiten Verderbniß, daß ein Poffensfabrikant Millionen verdient und ein ernstler Dichter darbt, sondern die alltägliche Wiederholung der wirthschaftlichen Grunderfahrung, daß Angebot und Nachfrage die Werthbildung bestimmen. Schreibe, male, schaffe überhaupt Etwas, das ver-

langt wird, so wirst Du gedeihen; biete an, was Niemand zu schätzen weiß, so bleibst Du der Welt ein Narr. Das wird, so lange in unserer gesegneten Wirtschaft „Ordnung“ Einer vom Anderen lebt und leben muß, immer so bleiben.

Der neue Werthe schaffende Künstler aber ist ja gerade der Erzeuger von Dingen, die Niemand sogleich gebrauchen kann, denn er ist seiner Zeit ein Lustrum, ein Jahrzehnt, vielleicht ein Jahrhundert voraus; er schafft, was erst in fünf, zehn und mehr Jahren nach seinem Werth erkannt werden kann. Er lebt er noch diese Zeit: gut, so ist er „durch“; siehe Richard Wagner. Sonst ist er auf den Zufall angewiesen, daß ein heller Kopf den Zukunftwerth ahnt und daraufhin mit dem Pfunde des Künstlers spekulirt. Die richtige Witterung in Kunstdingen ist aber so viel seltener als die etwa in Terrainspekulationen, daß man dort fast auch schon wieder von Genialität, Kongenialität sprechen kann. Mit der ist aber doch eben so wenig wie mit dem blanken Zufallsglück zu rechnen. Es bleibt also dabei, daß die Kunst innerhalb der Wirtschaftsentwicklung keine Stellung hat, so lange wir nicht etwa ein Volk von Genies oder doch Aestheten geworden sind.

Hierin ist vom Standpunkte der menschlichen Vergesellschaftung aus noch nicht einmal eine besondere Härte gegen den Künstler zu erblicken. Denn es ist nicht zu verkennen: er ist doch auch der Einzige innerhalb der Gesellschaft, der nicht etwa thut, was er muß, um sein Leben zu fristen, sondern nur thut, was er will. Er löst sich vom Zwange des Arbeitens für Solche, von denen er wieder empfangen könnte, und folgt, zur neidvollen Entrüstung aller pflichtgetreuen Kärtner, lediglich seinem Wunsch zum Gestalten. Tausend Andere fühlen den selben Trieb zu freier Bethätigung, unterdrücken ihn aber unter dem Zwang der Lebensnoth; der Künstler bricht diese Kette in der erhabenen Selbstsucht des Genies und fordert aus dem Bewußtsein seiner Werthschöpfung, daß die Welt ihn erhalte. Hier liegt, nebenbei bemerkt, eine der Wurzeln, aus denen das Pumpgenie bei so vielen Künstlern hervorstößt. Sie können eine Wirtschaftsordnung nicht verstehen oder gar noch achten, die Künstlerwerth nicht zu schätzen weiß. Je verächtlicher der eigenen Schätzung solche Wirtschaftsordnung ist, desto näher liegt der Glaube, daß jede Selbsthilfe gegen eine „Verschwörung aller Niedertrachten der Mittelmäßigkeiten“ nur ganz gerecht sei. Wozu dann als zweite Wurzel das sanguinische Selbstvertrauen in die Zukunft kommt.

Vom Standpunkte höheren Humors darf man übrigens hierin die halb bewußte Korrektur einer Wirtschaftsordnung sehen, in der der Künstler keinen Platz hat. Eine weitere unbewußte Korrektur liefert dann die Hartnäckigkeit, womit das Genie seinem Ziel zustrebt; sogar noch bei der Abart und der Karikatur, dem „gebildeten“, „verkannten“ Genie, ist sie durch Mißerfolge kaum zu lähmen. Die Mittelmäßigkeit aber wird in ihrem Heerdengefühl immer wieder fragen:

„Wie kommen wir dazu, den Künstler zu erhalten, der nur schafft, was er will, nicht, was wir wollen? Und scheint sein Werk Unsinn. Wer beweist uns, daß es mehr ist? Mag er zusehen, wie er mit seinem dicken Kopf durchkommt. Wir haben schon Hunderte solcher Eingebildeten als Narren feststellen müssen!“ Daran ist Etwas wahr: der Mittelmäßigkeit fehlt jede Möglichkeit, das zeitgenössische Genie vom Blender oder vom Überwichtigen zu unterscheiden. Es könnte also sogar eine wirtschaftliche Gefahr werden, wenn Alle Unterhalt begehrten, die Zukunftswerthe zu schaffen behaupten. Denn wer trifft die Auslese? Und wer erkennt weiterhin dann die Auslese an? Es bleibt schon dabei: in einer Leistungen berechnenden Zeit ist der Dornenweg des Genies innere Nothwendigkeit. Und dieser Weg wird immer dornenvoller, je enger sich die Menschen zusammendrängen und je mehr sie daher das Gegeneinanderaufrechnen als die heiligste Handlung betrachten lernen. Der harte Römer sagte noch: *Do ut des*; er sing bei sich an. Immer mehr heißt es jetzt: *Gieb*; ich will sehen, ob ich Dir dann auch Etwas geben kann!

Man mag nun den Leidengang des Genies vielleicht noch für die Auslese nützlich erklären; unorkennbar aber muß die Verschärfung des allgemeinen wirtschaftlichen Kampfes für die Kunst selbst höchst schädlich sein. Wie viele Begabteste der Noth erlegen sind: wer will es sagen? Wer dürfte behaupten, daß in jedes Leben ein Glückszufall eingreift, wie wir ihn in der Lebensgeschichte aller bekannt gewordenen Genies antreffen können? Wer also ermittelt, wie viele Keime für die Kunstentwicklung unfruchtbar geblieben sind? Gehen aber unter dem nachhaltigeren Daseinskampf immer mehr verloren, so bedeutet Das eine wesentliche Schädigung unserer Kultur. Alle Heiligsprechung des Mammon hat uns noch nicht dahin gebracht, die Kunst als unserem nationalen Leben entbehrlich anzusehen. Es bedarf hier keines Beweises, daß Kunst, im höchsten Sinn gefaßt, die höchste Daseinsäußerung, der dauerndste Lebenszeuge, die Spitze der Entwicklung eines Volkes ist. Also ist unsere Pflicht, der Kunst die Wege zu bahnen, wollen wir anders uns nicht selbst aufgeben. Wir brauchen die Kunst. Die Kunst, die wir selbst noch nicht verstehen, die erst für unsere Nachkommen lebendig wirkt. Und da die Kunst nur durch Künstler geschaffen wird, so ist es nöthig, ihnen dennoch einen Platz im Wirtschaftsleben einzuräumen. Aber wo und wie?

Von je her, ehe noch die Möglichkeitbetrachtung alle anderen Triebe überwucherte, hat der Künstler kaum einmal eine eigene Stellung im Wirtschaftsleben gehabt. Wo die Kunstübung nicht einer von ihrem Gott stets wohlgenährten Priesterkaste überlassen war, bildete sich sehr früh die Form des *Maccenatenthumes* in allen ihren Abwandlungen aus. Als Sklaven seines reichen Herrn, als Freigelassenen des Latifundienbesizers, als Günstling eines ganzen Volkes gar in dem einzigen Griechenland finden wir den Künstler, falls er

nicht von Geburt schon über des Lebens Sorgen erhoben war. Der fahrende Sänger suchte täglich neue dürftige Beschützer; noch Joseph Haydn war nicht viel mehr als ein Bedienter und Mozart hatte hart zu bagen, daß er im Erwachen des Gefühles für freies Menschenthum sich den Zumuthungen seines salzburger Herrn entzog. Die ganze Renaissance ist von Kunstpflege durch Maecenaten erfüllt; und man weiß, wie dies unbewusste System einem lebenswürdigen Raffael zum Segen, einem titanischen Michelangelo zur Pein wurde.

Dies aber ist typisch. Denn das System des Maecenatenthums besteht noch heute als gebräuchlichste Form der wirtschaftlichen Einordnung des Künstlers. Ist er eine schmiegsame Frohnatur, die eine bloße Gipfelung des bis dahin Gewordenen erstrebt und verkörpert, dann wird das Maecenatenthum erträglich; unerträglich, wenn er ein von seelischen Kämpfen um ein Neues, Unerhörtes erfüllter und dadurch zur schrillen Persönlichkeit entwickelter Titan ist. Immer muß der rechte Maecen auch ein Stück Genie sein, ein aufnehmendes, Kunst und zugleich auch Seelen verstehendes Genie, um neue Kunstwege mitzuwahren und zugleich auch den schwer zu behandelnden Künstler durch den Alltag zu seiner Aufgabe führen zu können. Wie oft aber findet man solche Genies, etwa von der Art eines Franz Liszt oder der Wesendonsk? Selbst der wohlmeinende, der ästhetisch feinfühlige Maecen vermag nur selten den großartigen Verzicht auf eigene Wünsche und Neigungen zu leisten, den ein revolutionirendes Genie heischen muß, um sich ganz durchzusetzen. Er hat Wünsche: na ja, für sein Geld kann man doch auch was haben wollen, heißt zulezt in einiger Ungeduld; er hat Zwecke, die noch von gestern und heute sind, die aber die Idee für morgen töten können. Er bewundert seinen Schüppling: und sollte ihn doch nicht kennen? So stellt er in bester Meinung ihm Aufgaben, an denen der Schüler verzagen muß, weil Der weiter sieht und doch eben noch nicht gekannt, verstanden ist und darum nur blindes Vertrauen brauchen kann. Und hätte der Maecen noch wirklich keine andere Absicht als die Förderung der Kunst seines Schupplings! Ist nicht den Meisten die Kunst nur Mittel, nicht Zweck? Welche Unterschiede vom ersten Maecenas zu Hadrian, dem zweiten Hohenstauffenfriedrich, den Medici, zu Ludwig dem Vierzehnten, Karl August von Weimar, den beiden Ludwig von Bayern und Wilhelm dem Zweiten! Wie Viele suchten nicht Ruhm, Glanz, Rausch, Ahnenthums, sondern nur die selbstlose Freude am Schaffen? Wer sich des Einflusses der hier aufs Gerathewohl genannten Kunstschutzer erinnert, wird nicht mehr leugnen, daß die Kunstförderung nach dem Maecenatensystem lediglich eine Lotterie ist, deren Ausgang um so zweifelhafter wird, je niedriger das allgemeine ästhetische Niveau der Zeit ist, aus der die Maecene hervorgingen. Julius II. und Michelangelo, Karl August und Goethe, Ludwig II. und Wagner sind einfach Wunder der Weltgeschichte; Begas, Raschdorff und Wilhelm II. zeigen wohl mehr ihren Alltagsverlauf.



Es ist also auch für die Zukunft irgend etwas einer rationalen Kunstwirtschaft Ähnliches aus dem Maecenatenthum nicht zu hoffen. Wie Kunst Glück ist, wird sie nur vom Glück gefördert. Neuerdings wird ja nun, als ob man das Nüchliche dieser Thatsache fühle, dahin gestrebt, der Kunst durch eine neue Art Maecenatenthums aufzuhelfen: durch korporative Auftraggeber. Die in der einseitigen Persönlichkeit liegenden Mängel sollen durch unparteiischere Kommissionen ersetzt werden. Staat und Gemeinde fühlen Etwas wie eine verschämte Pflicht, die Spur ihrer bürokratischen Erbsenlage durch Kunst nicht in Aeonen untergehen zu lassen. Geachtete Weise werden berufen und berechnen gewissenhaft, was für die wohlervogenen Mittel zu leisten ist, und irgendein Platz, irgendein Bau muß für die Aufnahme des von vielen Köchen gerühmten Dreies herhalten.

Ach, wenn der letzte, fürchtbarste Ueberrest des Humanitätsdunstes, die Ehrfurcht vor Majoritäten und Abstimmungen, durch Etwas auch dem „zielbewußtesten“ Genossen ausgetrieben werden könnte, so wäre es durch das Gebahren der Kunstkommissionen! Nur unsere breite, in Klüngeln zusammenspappende, vor allem Massenhaften anbetende Gesellschaft konnte auf den Gedanken kommen, das Allerpersönlichste, Kunst, durch eine individualitätslose Mehrheit fördern zu wollen. Und wäre jeder Einzelne eines solchen Komitees ein feinsinnigster Kunstkenner und -fühler: vereint werden sie zum physiognomielosen Durchschnitt; und ihre Mehrheitbeschlüsse: „Mehrheit ist der Unsinn“. Ganz zu geschweigen von den lieben Vetterchaft- und Freundschaftsrücksichten, die hinter so manchen Souffissen eine gar nicht unbedeutende Rolle spielen sollen.

Ist nicht sogar der so verführerisch scheinende Gedanke der Wettbewerbe in der Praxis schon fast um allen Kredit gekommen? Da schien doch einmal die Bresche geschlagen, um das Genie als Sieger in die widerstrebende Welt einziehen zu lassen. Aber hinter der Bresche stehen bestrahlte und bebrillte Herren von der Jury, andere aus allen Ministerien hinterdrein, namentlich von der Finanz, und prüfen . . . nicht etwa das absolute Können des Genies (was sie ja auch gar nicht könnten, denn was kaum Einer kann: wie könnte es eine Mehrheit?), sondern seines Werkes Korrektheit, Verwendbarkeit, den Kostenanschlag und, ohne daß sie Dessen sich bewußt wären, ob auch die Fülle köstlicher Banalität vorhanden ist, die doch immer der süßen Mehrheit Beifall hat. Auch auf diesem Gebiet sind Erfolge, wie die Denkmäler von Bruno Schmitz, wie das Reichstagsgebäude, wie das hamburger Bismarckdenkmal, nichts als ungeheure Glückstreffer. Dabei ist den Preisrichtern, den Programmen u. s. w. noch nicht einmal ein Vorwurf zu machen. Alles kann mit rechten Dingen nach menschlichem besten Wissen und Gewissen zugehen; die Entscheidungen müssen sich an praktische Forderungen binden. Aber oft ist summum jus summa injuria; das ganze Verfahren ist auf Ausfindigmachen des Klügsten,

des Praktischsten zugeschnitten; es genügt für alle mittleren Fälle; den Genius wird niemals eine Jury mit irgendwelcher Sicherheit herausziehen. Daß Dies nicht ohne Weiteres allgemein zugegeben wird, ist nur der deutlichste Beweis dafür, wie verzweifelt Wenigen überhaupt nur dämmert, daß zwischen Genie und Können ein Abgrund liegt.

Zumethin hat das Wettbewerbswesen doch noch verhältnißmäßig günstigen Einfluß auf die wirtschaftliche Förderung der Künstler; freilich unter Aufgebot eines ungeheuren Ueberschusses an fruchtloser Arbeit bei Hunderten von Nichtgekrönten. Aber unter ihnen wird doch wenigstens manchmal ein Genie von Dem oder Jenem bei der Ausstellung der Wettbewerbsarbeiten (die daher durchaus Zwang sein müßte) herausgefunden.

Damit rückt nun der fördernde Einfluß der Öffentlichkeit überhaupt für unser Kunstleben in den Gesichtskreis. Dem Ueberfluß an Menschen und an Schaffenden, der das Herausfinden des Besten so sehr viel schwieriger macht als in früheren, patriarchalischeren Zeiten, steht ausgleichend und helfend die Presse gegenüber, die bekannte „Großmacht“. Großmächtig ist zweifelsohne ihr Einfluß auf die Kunstentwicklung; ihn hier in allen Richtungen auch nur anzudeuten, würde den Rahmen dieser Betrachtung sprengen. Aber ohne Weiteres wird kein Vernünftiger darüber im Zweifel sein, daß für die wirtschaftliche Seite der Kunstentwicklung der Einfluß der Presse jedenfalls sehr ungleichartig ist. Wir müssen zugeben, daß die Presse heute mindestens den „Marktwert“ der Kunstwerke fast allein bestimmt. Auch, daß sie in sehr vielen Fällen dem Genie die Bahn gebrochen hat. Ja, daß sich kaum ein anderer Weg mehr bietet, für Förderung von Kunst und Künstlern geistig zu wirken, als die Presse. Aber schließlich auch, daß diese guten Wirkungen doch durch üble überboten werden müssen. Denn wir leben in einer Zeit, die zwar entfernt noch nicht planvoll wirtschaftlich, aber desto fanatischer geschäftlich denkt. Auch die Presse ist weit überwiegend nur geschäftliches Unternehmen; sie braucht also die Massen, muß daher auch deren trägen und platten Instinkten Rechnung tragen. Die Masse aber ist und bleibt der Kunstentwicklung feindlich. Selbst der einsichtige Mitarbeiter oder Kunstberichterstatler kann daher oft nur Beringes ausrichten. Die Einsicht aber: Lieber Himmel! läßt sich nicht sogar das auf seine Intelligenz und Gesinnungstüchtigkeit stolze Ueberlinerthum seit einem Menschenalter in der dickleibigsten Zeitung von dem feilsten, geschwäpzigsten und hirnlosesten Kunstwaschweib gleichmäßig seine Ansichten über Subskriptionsbälle wie über Höhenkunst vorschreiben? Man lasse sich von diesem unentwegten Bratenbarden das Rezept geben, wie Kunst und Genies gefördert werden sollen: er wird Euch in eine Ecke ziehen und flüstern: „Geschäft, Liebster, heutzutage ist Alles Geschäft!“

Die Blüthe dieser Entwicklung auf dem Gebiete der Kunstwirtschaft

ist nun der Manager. Er ist der moderne Maecen mit lediglich merkantilen bis blutsaugerischen Absichten. Maecen, weil ja auch er den Künstler, wenigstens „seinen“ Künstler fördern, mit seinen Aufträgen versehen will. Er bringt Alles mit, was der Künstler nach seiner üblichen Veranlagung nicht hat: die Geschäftskunde, die Bitterung für das Zugkräftige, die Rücksichtslosigkeit des Machtgebrauches, den Mammon, die Unverzagtheit, das Mundwerk; und so ist er auf dem besten Weg, den Künstler zu seinem Sklaven zu machen. Bei den Konzertdirektionen ist es schon so ziemlich erreicht; der Gang nach allgemeiner Industrialisierung zeigt aber deutlich die Zukunft, wie sie vorhin angedeutet wurde. Auch hier kann sich unter Umständen noch ein besonderer Typus entwickeln: der geniale Manager. Einer, der die Bitterung für das Zukünftige hat und darauf warten kann. In milder gewaltthätigen Zeiten war Gurliitt, der bekanntlich Arnold Böcklin durchsehte, ein solches Genie. Noch ein vornehmer Kaufmann, klug, aber nicht gerissen. Eine Art Maecen und der Kunst nützlicher als die meisten schwärmenden Maecene. Es ließe sich denken, daß von solchen, in wohlverstandenen eigenen Interesse wirkenden Kaufleuten eine gesündere Kunstwirtschaft ausgehen könnte als von blaublätigen, aber zugleich leider oft auch blutigen Direktanten. Jedoch: welche Rechnung läßt sich auf solche „weiße Raben“ aufbauen? Sicher ist ja, daß Gerissenheit und Rücksichtslosigkeit schneller zu Geld verhelfen als Klugheit und Vornehmheit, daß also auch der Typus Gurliitt durch amerikanischere Manager überholt werden wird und muß.

Im Kampf gegen die rohe Uebermacht des Geldes hat sich nun bisher nur ein Mittel als erfolgreich erwiesen: Organisierung der Schwächeren. Aber auch sie hilft nur, wenn die Organisirten durch ihre Menge wiederum eine Macht werden, weil ihre Leistungen verlangt werden. Das ist aber bei Kunstzeugnissen kaum eigentlich der Fall. In unserem alltäglichen Handel und Wandel geht's auch ohne Kunst, zumal ja ein solcher Vorrath an Kunstzeugnissen, etwa sich regenden ästhetischen Hunger zu stillen, aus der Vorzeit zur freien Verfügung steht, daß die Idee eines Massenausstandes der Künstler von vorn herein einfach grotesk erscheinen muß.

Über die Organisirung bietet auch *„Wesentliche Fortschritte der Kunst“* keine Auskunft, auch wenn es nicht den Kampf bis zum Aeußersten gilt und wenn dieser sogar ausgeschlossen wäre. Schon das bloße Prinzip der Arbeitstheilung (wie es ja auch bei vielen Architekturdoppelfirmen besteht) könnte den einzelnen Künstler wesentlich freier für sein eigentlichstes Schaffensgebiet machen. Aber hier versagt nun wieder die Künstlernatur. Wer die verschiedenen Künstler-Bereine, Literarischen Clubs und allerlei ähnliche Gründungen in ihrem Auf- und Niedergang verfolgt, kann immer nur Zweierlei feststellen: trotz allen hochtönenden Worten von Kollegialität und Idealismus läuft die Sache zuletzt auf die Förderung geschäftskluger Mittelmäßigkeit hinaus; und selbst diese Mittelmäßig-

keiten liegen einander meist in offenem oder geheimem Krieg des Reibes und der Verkennung in den Haaren.

Und diese notorische Unfähigkeit der Künstler zu organisirter Interessenvertretung ist Naturnothwendigkeit. Der Künstler ist eben nicht „Organ“, das zu einem großen Ganzen mitwirken will, sondern Individuum; desto mehr Individualität, je größer er ist. Selbst der Mittelmäßige pflegt jetzt dieses Individualitätbewußtsein als sein heiligstes Recht. Selbst vom Maecen verlangt er andere Formen, als sie noch Haydn hinnahm, ohne deshalb bei seinen Osterhazns schlechter gestellt zu sein als ein Heutiger unter dem Geldsack. Dem beugt sich schließlich auch der Einzelne, — hinter irgend einem Feigenblatt. Aber „Einzelner“ will er bleiben. Nur Massen jedoch können sich zusammenschließen; die widerstreitenden Strebungen, Anschauungen, Begabungen, ja, Wunderlichkeiten der Individualitäten, gar erst der großen Einzelnen werden vereint nur zu einem Chaos, aus dem nach kurzer Zeit gläubiger und schmerzlicher Versuche jedes Genie wieder in seine Einsamkeit flieht, um sich selbst zu retten, meist sogar, um dann die Anderen zu hassen, die der Große eben so wenig verstehen konnte wie sie ihn. Auch wirtschaftliche Vereinigungen der Künstler sind also mit Sicherheit niemals in höherem Sinn kunstfördernd.

Maecene, Kunstkommissionen, Wettbewerbe, Presse, Manager und Künstlerorganisation bieten also keinerlei Gewähr dafür, daß das Genie der Mit- und Nachwelt leisten kann, was es leisten könnte. Was davon ans Licht kommt, hängt immer noch mehr vom allgemeinen Kulturniveau als vom Vermögen des Künstlers ab. Ist das Kulturniveau hoch, so ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß auch ein zunächst fremdartig wirkender Geist früh Verstehende findet; ein fast wissenschaftlich genauer Beweis für den Satz, daß jede Zeit die Kunst hat, die sie verdient. Nun soll nicht geleugnet werden, daß heute eine Hebung dieses Niveaus deutlich bemerkbar ist. Die letzte dresdener Ausstellung gab freudigen Hoffnungen Raum. Trotzdem: Glück muß auch heute noch das Beste thun. Mit der Verschärfung des Daseinskampfes wird die Möglichkeit, daß Kunstwerke rein um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf den Geschmack der Gegenwart, geschaffen werden, mit mathematischer Sicherheit immer geringer; immer mehr Keime müssen verdorren. Fehlt doch dem unbegüterten eigenwilligen Künstler auch bei bescheidensten Ansprüchen jede Möglichkeit, irgendwo unterzukommen, wo er, der brennenden Sorgen um den Tag überhoben, seinem Werke zu leben vermöchte, wie es der mittelalterliche Sinniker noch konnte: er ging in ein Kloster. Man könnte es ja auch jetzt noch; und in Windelmann haben wir ein klassisches Beispiel, wie ein Ringender seinem höheren Gott zu Liebe all seine Gottesanschauungen retouchirte. Aber dem Rath Hamlets werden doch heute nur Wenige zu folgen vermögen; und in den Klöstern scheint heute ein gar anderer Geist umzugehen als in den Zeiten des guten Ekkehard oder des Fra Angelico.

Aber es lohnt doch vielleicht, wenigstens die Frage aufzuwerfen, ob unsere so organisirte Zeit nicht im Interesse einer gewissen Kunst- und Künstlerrettung eine Institution schaffen könnte, die die Vorzüge des Ordenslebens ohne dessen Nachteile für uns zu retten vermöchte. An Mitteln dazu brauchte es eigentlich nicht zu fehlen; Staat und Gemeinden finden schädlich, für die Kunst Etwas zu thun; die begangenen Wege nur lassen zu wünschen übrig. Der Ehrgeiz vieler Reichen ist erwacht; es wäre nicht so schlimm, etwa auch die Eitelkeit in den Dienst zu nehmen. Ich denke an eine Art Ordensbrüderschaft der Kunstfreunde, natürlich ohne irgendwelche offizielle Religiosität oder gar Kirchlichkeit, getrennt in helfende, waltende und wirkende Brüder. Alle Bezeichnungen seien gern preisgegeben; nur der Kern eines Gedankens soll herausgeschält werden, der doch vielleicht zu einem Bäumchen aufgehen könnte.

„Helfende Brüder“ wären alle Zahlenden; sie könnten nach Art des „Blauen Kreuzes“ Erkennungszeichen erhalten, eine Art Freimaurerthum oder doch Gesellschaftelite bilden. Für die Vielen, die „überall dabei sein müssen“, dürfte das Brimborium nicht ganz fehlen. Ihre Höherentwicklung kann nicht erst abgewartet werden; genug zunächst, daß sie sich Etwas dünken und dafür zahlen.

Die „waltenden Brüder“ wären aus den helfenden zu wählen, und zwar unter wesentlichster Betheiligung der Künstler selbst, der „wirkenden Brüder“. Jene hätten alles Geschäftliche zu erledigen und nähmen dafür besondere Ehrenstellen ein. Die Künstler aber hätten nur zu schaffen und erhielten dafür auskömmlichen, nicht reichlichen Unterhalt. Man kann an Künstlerkolonien denken, die den Insassen dann noch besondere Vortheile bieten könnten, ohne aber die bloße Zahlung von Pensionen auszuschließen. Ja, man müßte für jede Daseinsform die wirtschaftliche Möglichkeit suchen, bis zu den täglichen sechs Mark, die manches nicht mehr unbekanntes Dichters Haushalt schon heute allein zu regeln vermöchten, und man müßte planvoll geradezu unter dem Gesichtswinkel einer „Züchtung“ von schaffenden Individualitäten die Künstler unter möglichst günstige Lebensbedingungen zu setzen streben. Das hieße natürlich nicht, sie mit Automobilen, Rennpachten, Importen und Schlemmerdinern auf die Höhe modernen Sichaulebens zu bringen. Im Gegenteil: die Verkörperer einer Ueberkultur bedürfen nicht der Förderung; mögen sie zu Wort kommen; im Konzert unserer Lebensströmungen mag auch ihr Bedenschlag nicht fehlen; aber sie sind aus den Wiegen des Reichthumes hervorgegangen; sie werden uns von selbst bleiben und mehr als nöthig kommen, so lange es blasirten Ueberfluß giebt. Gesundung und Zurückfinden zur Natur, zum Großen und Einfachen aber sind wichtiger. In dieser Richtung läge das Ziel einer Züchtung. Mindestens zu „begünstigen“ wäre also ländliche Beschäftigung, Einsamkeit, ohne doch wieder den Individualitäten Gewalt anzuthun.

Die selbe Zwanglosigkeit müßte nun für die Produktion gelten. Nicht

ihre Verwerthbarkeit dürfte den Maßstab bilden. Jeder könnte schaffen, wozu sein Herz ihn treibt. „Da möchte wohl Jeder kommen!“ lacht man. Schön: also bedarf es der Einschränkung und Auslese auch hier. Die ist aber erreicht, sobald man die Faulpelze und die strebernden Blender ausschaltet. Auch für den Künstler selbst sei der Erfolg kein Maßstab mehr. Darum müßten, sagen wir einmal, alle Werke der Künstler der Bruderschaft zehn Jahre lang ohne Sonderabrechnung, ja, möglichst sogar ohne den Verfasseramen bleiben; veröffentlichte Werke aber gehen, etwa wie die „Kreuzer“- und die „Waldsteinsonate“, unter dem Namen helfender Brüder, denen das Werk gewidmet ist (für Diese eine weitere Lockung), und alle Verkaufsvoorthelle bleiben bei der Bruderschaft, fallen höchstens erst den Nachkommen des Künstlers zu. Wer beim Publikum innerhalb der zehn Jahre „durch“ ist und nun lieber den klingenden Erfolg seiner Rühn ernten will, tritt aus der Anonymität und der Bruderschaft heraus, die aber in Bezug auf seine früheren Werke zu ihm im Verlegerverhältniß bleibt. Ebenso scheidet aus, wer ein Jahr lang gar nichts gethan hat. Ich glaube, daß ein so enges Sieb sicherlich nur Die durchlassen würde, denen es nur auf ihr Werk, nicht auf ihre Person ankommt. Solche Künstler würden für ihr höchstes Gut, unbehinderte Zeit und freie Arbeitsmittel, gern auch die Selbstverleugnung, namentlich etwa die zweier Probejahre bei nothdürftiger Lebenshaltung, gern auf sich nehmen.

Ich will diesen flüchtig angedeuteten Vorschlag nicht für ein Allheilmittel ausgeben; immerhin böte sich hier ein neuer Weg, dem Talent zur Bethätigung zu verhelfen, zumal wenn die ganze Institution auf allgemein menschliche Masseninstinkte zugeschnitten wird, deren Ausnutzung wieder den Händen der Menge entzogen ist. Denn dies Rezept ist das einzige, das Erfolg hat: siehe die Hierarchie, auch die militärische. Und es gäbe der Zeit ein etwas reinlicheres Gewissen; zuletzt könnte Keiner mehr sagen, sein Talent sei von der Noth gemordet, zur Fron für den Rasseneschmack gezwungen worden. Der Simonie wäre im Bereich der Kunst ein Niegel vorgeschoben; denn ausbeuten läßt sich doch nur die Nothlage.

Ich will meinen Gedanken gern preisgeben, sobald ein besserer auftaucht; wesentlicher ist zunächst aber die Erkenntniß, daß ohne eine planvolle und neuartige Gestaltung des Kunstbetriebes (das Wort im weitesten Sinn gefaßt) die Möglichkeit innerhalb der absehbaren Entwicklung unserer Wirtschaftordnung immer geringer wird, großer Kunst zum Leben zu verhelfen. Eine Aenderung dieser Ordnung ist noch nicht zu erwarten. Also bleibt nichts übrig als: neue Bildungen zu versuchen oder mit Bewußtsein zu verzichten und Künstlers Erdewallen als von Gottes Fluch getroffen anzusehen.

Hans Schliepmann.



Eine verliebte Geschichte. *)

Definitionen des Humors haben wir zum Ausjucken; an lebendigen Musterbeispielen fehlt's etwas. Und doch ist es, glaube ich, richtig, daß Humor gar nicht definiert werden kann, sondern immer nur empfunden an Menschen und Werken von Humor. Es ist ein sehr vielschichtiger und ausgedehnter Begriff; man ist nicht ganz einig darüber und weiß nur das Eine: In „Humoresken“ wird er nicht vorgefunden. Auch die meisten Humoristen scheinen nicht nach ihm, sondern nach irgend etwas Anderem benannt zu sein, das nur zufälliger Weise von manchen Leuten auch als Humor bezeichnet wird. Das kann man eben so wenig verhüten, wie man es Jemandem verbieten kann, gekörnte Stiefelwische Kaviar zu nennen.

Aber obwohl der Begriff nicht feststeht, sind wir doch auf ihn angewiesen, wenn wir das auszeichnende Merkmal gewisser Begabungen und Werke kennzeichnen wollen. Tristram Shandy: Humor; Claude Lillier: Humor; Wilhelm Raabe: Humor; Herr und Frau Knopp: Humor. Und dabei sehen diese Dichter, diese Werke einander gar nicht ähnlich. Weil nämlich nie ein Humor dem anderen ähnlich sieht. Das ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, der, zum Beispiel, auf den künstlerischen Widerpart des Humors, das Pathos, nicht zutrifft. Vielleicht ließe sich von ihm aus weiterforschen? Humor: das Anderssein, Anderssehen?

Aber, Du lieber Himmel, wo kommt man da hin? Die ganze Aesthetik mit allen ihren hohlen Zähnen sperrt den düsteren Rachen auf. Und Bühnen steckt an.

Das kommt aber davon, wenn man sich auf undefinirliche Begriffe einläßt. Wirklich: man sollte Worte wie „Humor“ vermeiden. „Das ist ein weites Feld“, um mit Theodor Fontane zu reden, bei dessen Nennung sich aber wieder sofort dieses verheufelte Wort einstellt, obgleich er, so viel ich weiß, dem Schicksal entgangen ist, als Humorist genommen zu werden. Als Humorist: Das heißt: humoristisch; und Das heißt wieder: nicht eigentlich ernst. Wie man ja auch Wilhelm Busch im Allgemeinen immer noch nicht eigentlich ernst nimmt.

Seltames Problem, der Humor. Sein innerstes Wesen ist Ernst, aber weil er nicht streng, nie feierlich ist, gilt er als spasshaft schlechtweg; und erleuchtete Lehrer des Volkes haben ihre liebe Mühe, dem Publikum vor die Seele zu rücken, daß Humor nur im „Gewande des Scherzes“ auftritt, stets aber einen „ernsten und nahrhaften Kern“ in sich berge. Worüber Lawrence Sterne das Bauchgrimmen bekommen haben würde. Doch da sind wir schon wieder auf der Definirlinie; und Das ist in diesem Fall der Holzweg.

*) Prinzessin Schaudi. Eine verliebte Geschichte von Richard Elchinger. München, Georg Müller. 2 Mark.

Die Schwurfinger hoch: das Wort wird nicht mehr ausgesprochen!

Daß es sich mir angeichts des Buches ausgebrängt hat, von dem ich hier handeln will, beweist aber, daß ich von ihm und seinem Verfasser viel halte. Denn es drängt sich mir nur bei werthvollen Büchern und Autoren auf.

Richard Elshinger ist noch jung. Kürschners Literaturkalender, der nur bei Damen mitunter das Geburtsjahr verschweigt, berichtet, daß er 1879 in München geboren ist. Noch nicht dreißig Jahre alt also. Demnach müßte man annehmen, daß sein Stil höchst würdevoll gemessen wäre, Goethekurialstil letzter Periode, hier und da ein Bißchen nebulos, zuweilen algoäterisch kraus, im Ganzen aber von jener selbstbewußten Eigenartlosigkeit, die mit jugendlicher Impertinenz erklärt: Goethe und ich haben Stil, Tradition, Kultur; wir brauchen nicht mit Sprachkunststücken zu verblüffen. Denn so abgeklärt pflügt sich die Generation, der der Dichter von Prinzessin Schnudi angehört, zu geben. Spottet ihrer selbst und weiß nicht, wie.

Richard Elshinger gehört zu diesen schiefgewidelten Jünglingen nicht, die zwar goethische Eigenheiten imitiren, von Goethes Geist aber offenbar keinen ganz zulänglichen Begriff haben. Er kennt wohl Goethes Worte:

Die Jugend ist um ihretwillen hier;

Es wäre thöricht, zu verlangen:

Komm, ältle Du mit mir!

Indessen hat es ein Achtundzwanzigjähriger, wenn er sonst gesund ist, kaum nöthig, durch irgendweisen Worte in der natürlichen Ausübung jungmännlicher Funktionen bestärkt zu werden. Auch der Trieb, zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, gehört dazu. Gefellt sich diesem Trieb noch der des geborenen Künstlers, der Trieb, seine Ausdrucksmittel durch Übung und Nachseiferung zu steigern, so ergibt sich, wenn guter Geschmack fördernd beim Werk ist, eine persönliche, weder gezwungen originelle noch affektirt eigenartige Sprache von selbst.

Also ist das Buch der Prinzessin Schnudi ein lesbares Buch, ein Buch, das der Freund deutscher Sprachkunst nicht nach den ersten Seiten wieder zuklappen muß. Man spürt sofort den Künstler; man fühlt sich gleich in guter Gesellschaft; man hat von Anfang an die Empfindung: dieser Autor hat Respekt vor seinem Material; er kennt es, liebt es und weiß damit sauber umzugehen.

(Eine Zwischenfrage: Gibt es in Deutschland Viele, die so Etwas spüren und dankbar dafür sind? Ich stelle die Frage nicht ganz zuversichtlich, wenn ich bedenke, wie selten man bei uns selbst in Kritiken auch nur einer Erwähnung der Form begegnet, geschweige denn einer eingehenden Würdigung der Sprache, des Stils.)

Von welcher Art Geist und Laune sind, die diese verliebte Geschichte bewegen, ist durch die Einleitung meiner Anmerkungen dazu angedeutet. Da ich das gewisse Wort durchaus nicht wieder aus der Feder lassen will, bin

ich gezwungen, einen ganzen Hoerhaufen anderer Worte dafür ins Feld zu führen, und ich begreife jetzt wohl, warum man dieses Substantivum so gern und so schnell (und daher so oft eitel) nennt.

Geist und Laune. Ich mache ausdrücklich darauf aufmerksam, daß ich unter den bewegenden Kräften dieser verliebten (sehr verliebten) Geschichte „Handlung“ nicht mit aufgeführt habe. Diese Geschichte hat keine Handlung, obgleich Dies und Das in ihr geschieht, denn sonst wäre sie ja keine Geschichte. Handlung ist Entwicklung, und soll sie für spannend gelten, muß sie auch noch Verwicklung haben. In Prinzessin Schmudis gänzlich verwicklungloser Geschichte wird so wenig entwickelt, daß sie den Leser mit einem Schluß entläßt, nach dem eine richtige Geschichte eigentlich gerade anfangen könnte.

„Nanu?“ fragt sich Herr Lehmann, „was soll denn Das? Dieser Herr Kläpinger scheint sich einen Scherz mit mir erlaubt zu haben.“ Sehr richtig, Herr Lehmann. So ist es. Einen Scherz hat er sich mit Ihnen erlaubt. Man denke! Sie brauchen ihm aber deshalb doch nicht böse zu sein. Denn ich darf annehmen, daß Sie sich dabei gut unterhalten und an allerlei schätzenswerten Kenntnissen zugenommen haben. Oder sind Sie nicht auf anmuthige Weise zum Vertrauten eines jungen Dichters gemacht worden, der eine zwar etwas wunderliche, aber eigen graziose Art hat, kleine, holdabenteuerliche Erlebnisse so zu erzählen, daß dabei seine sehr liebenswürdige Fassung, selig zu werden, mit entzückender Klarheit zu Tage tritt? Ist Das nicht auch „interessant“, Herr Lehmann? Sollte Das nicht unter Umständen eine Handlung ersetzen können?

Da schüttelt nun vielleicht Herr Lehmann sein ernsthaftes Haupt und meint: „Recht schön. Aber es bleibt doch ein fragmentarisches Vergnügen. Man fühlt sich wie geprellt. Denn schließlich ist eine selbstverständliche Voraussetzung unerfüllt geblieben, wenn man eine Geschichte gelesen hat, die keinen richtigen Schluß besitzt. Eine Erzählung, die, wie diese, mit einem Wig endet, läßt um so mehr unbefriedigt, wenn man sich in ihrem Verlauf mit ihren Hauptfiguren etwas angestremdet hat.“

Da ich mir geschworen habe, ein gewisses deutsches Wort nicht mehr aus der Feder zu lassen, begeben ich mich unter den großen Citatenbaum, der sich immer noch Shakespeare nennt, obwohl ihn Vormann Bacon, Bleibtreu Rutland*) heißt, und schüttle. Wie immer, fällt etwas Passendes herunter. Es kommt von den „Luftigen Weibern von Windsor“ und lautet: That is my true humour. Was es hier besagen will? Dieser Schluß, dieser Wig drückt Sinn und Wesen dieser verliebten Geschichte gar deutlich aus, wie er auch ganz aus dem Wesen der dichterischen Gattung geboren ist, der dies Buch an-

*) Z. Karl Bleibtreus interessante Brochure „Der wahre Shakespeare“ (München bei Georg Müller, 1907.)

gehört. Es ist ein nachdenklicher Schluß, wie das ganze Buch, bei aller Munterkeit, Drolligkeit, Buntheit, zu den nachdenklichen Büchern gehört. Aber seine Nachdenklichkeit ist keine mit berunzelter, sondern eine mit glatter Stirn, die Nachdenklichkeit Sternes etwa, wenn schon nicht von ihrer Tiefe und Reife.

Daß Prinzessin Schnudi eine Jugendarbeit ist, dürfen und wollen wir keineswegs vergessen. In ihr purzelt noch Mancherlei durcheinander, von dem ein strengerer Merker, als ich es gegenüber einer so allerliebste frechen, frischen, sympathisch ausgelassenen Leistung sein mag, wohl zu sagen befugt wäre: Das gehört nicht hierher! Auch giebt es Stellen in dem Buch, wo der Verfasser, wie es oft die Art wigiger Leute ist, seinen Geist mit mehr Selbstgefälligkeit zu Tage fördert, als einem Künstler erlaubt ist. Da hat ihm wohl der auf Glanzlichter arbeitende Feuilletonist die Feder geführt, der offenbar neben dem gestaltenden Künstler in ihm steckt. Hierin könnte eine Gefahr für die große Begabung Cläingers liegen. Doch glaube ich, daß er ihrer Herr werden wird. Einen richtigen Dichter-Künstler macht kein Feuilletonist tot, und wenn er gleich, wie es nun schon der Welt Lauf ist, als der besser Bezahlte von Beiden, bürgerlich genommen, der Solidere ist. Der Dichter wird von ihm gefüttert; und Das von Rechtes wegen. Das Unrecht, die Sünde, die Gemeinheit fängt an, wenn er sich totfüttern läßt. Das hat sich im Verlauf der neueren deutschen Literaturgeschichte schon einige Male begeben. Doch irrt man, wenn man annimmt, es sei schade um diese überstopften poetischen Begabungen gewesen. Wo die Leidenschaft, zu gestalten, geringer ist als das Begehren, durch billiges und schnelles Glanzbügeln zu guter Bestallung zu kommen, verkümmert die dichterische Anlage mit Recht. Sie war es anders nicht werth; und ein Grund zur Klage stellt sich nur dort ein, wo sie gleich einem nicht völlig getödeten Jähnerer zuweilen durch Schmerzen an sich erinnert und den ganz unter den Strich gekommenen Dichter übellaunisch und boshaft gegen künstlerisch weiter Strebende macht.

Da wir übrigens gute Feuilletonisten eben so nöthig brauchen wie gute Dichter und da es keineswegs als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint, daß ein Dichter zugleich auch ein Feuilletonist sein kann, so möchte ich hoffen, daß Richard Cläinger beide Begabungen neben einander pflegen wird; wobei es dem Feuilletonisten gewiß nicht schadet, wenn er sich vom Dichter beeinflussen läßt, während der Dichter auf seiner Hut sein möge, sich vom Feuilletonisten an der Schnur lenken zu lassen.

Und nun möge zu recht Vielen die liebenswürdige Prinzessin Schnudi selber reden, die nicht bloß einen, sondern viele Schelme im Nacken, das Herz aber auf dem rechten Fleck hat.

München.

Otto Julius Bierbaum.



Traudi.

Die kleine blonde Wienerin hatte bei uns Sommerfrische genommen. Schon auf dem Bahnhof, beim Empfang, als sie ihr blühendes Wängelchen an mein Gesicht legte, bangte ich um meine Herzensruhe. Besonders auch, als meine danebenstehende Frau, die für Verlei scharfen Instinkt hat, einen kurzen, zuckenden Blick über uns hinschießen ließ. Freilich, um gleich selbst auf die junge Dame zuzufärzen und sie mit Liebsungen zu erstickern. Schon am ersten Tag war dieser Gast der Lieb- ling des Hauses und ich darf wohl sagen: Er wurde auf den Händen getragen.

Denn zu Fuß gehen konnte die Kleine noch nicht, obwohl sie es nach wenigen Tagen ihres Landaufenthaltes weg hatte, wie mans macht, daß Einer ein Bein vor das andere setzt und dabei nicht umfällt. Viel zu rasch machte sie Das anfangs, so daß sie immer vor sich hinpurzelte. Um nicht unrichtigere Sache aufzustehen, er- raffte sie am Weg allemal eine Handvoll Steinchen. Sie nascht nämlich gern Kiesel- steine, weil ihr's verboten ist. Wären der Eva im Paradies, statt der Äpfel, Kiesel- steine verboten gewesen, so hätte sie eben Kieselsteine gegessen. Unsere kleine Wienerin that es mit einer solchen Blüßschnelle, daß, wenn wir ihr zuriefen: „Mit Steiner essen, Traudi!“ sie jedesmal schon längst eine Handvoll im Mund hatte. Mit der größeren Gewandtheit in den Fußwanderungen erweiterte sich auch das Reich. Alle erreichbaren Blätter und Blüthen abzureißen, war gestattet; nur ein einziger Stod von rothen Blumen, der mitten auf dem Rasen stand, war verpönt. Das Fräulein achtete gewissenhaft des Verbotes; wer aber konnte dafür, wenn es auf seinen raschen Läufen mit Vorliebe dort zu Boden fiel und sich im Blumenstod verfang, so daß

„auemal ein' schönes rosenrothes Kröntein in der Heenen Hand' blies? Das Geue war auch der Fall, wenn die Kleine aus lauter Liebe die „Du“ streichelte; diese innige Vorsicht, daß ja nichts die Blumen schädige, trieb sie allemal so lange, bis die krabbelnden Fingerehen unrlöglich eine davon geknickt hatten. Da bekam sie freilich von uns die drohenden Finger: „Du! Du! Du!“ Mit demüthiger Gelassenheit ertrug sie stets den Verweis; und wenn Einem von uns auch einmal Etwas passirte, so daß eine Pflanze geknickt oder bei Tisch ein Wasserglas umgeschüttet war, da erhob sie das Fingerehen: „Du! Du! Du!“ Zur heilsamen Erinnerung für uns, daß Niemand unschuldig durch die Gärten des Lebens wandelt. Bei solcherlei kleinen Konflikten, oder wenn sie sich sonst eines (ach Du mein Gott: oft wie natürlichen) Verschens bewußt war, machte sie sich am Liebsten in der Nähe von mir zu thun. Bei „Goh“ ist es doch für alle Fälle noch am Sichersten.

Die Kleine hatte sich eine eigene Sprache hergerichtet, eine von nachgerade chinesischer Einfachheit, urfremd und urheimlich zugleich; wir verstanden sie Alle. Selbst mir, dem großen Sprachignoranten, hat diese Sprache nicht die mindeste Nähe gemacht. „Ma“ heißt Mama, „Du“ heißt Blume, „Wa“ heißt Wasser, „Bo“ heißt Brot, „Bugl“ heißt Fuß, „Magl“ heißt Kuh, „Hogl“ heißt Hölse, „Vogl“ heißt Schuh, „Pa pa“ heißt so viel wie: hinausgehen. Wird es mit einer lebhaften Handbewegung gesagt, so bedeutet es: Schau, daß Du weiter kommst! Entschiedener und artiger zugleich kann man doch Keinen abschaffen als mit dem entsprechenden Handwinken: „Pa, pa! Pa, pa!“ Später vervollkommnete sie aus uns unbekanntem Gründen das Pa pa in „Pa pap“, das Nein, nein in „Rein ap“. Wenn sie früher jede ihr nicht genehme Annäherung oder Verbindlichkeit in zarter Züchtigkeit mit einem

leihen, ein Wenig singenden „Nein, nein!“ abgelehnt hatte, so that sie es später mit einem ruhigen, aber entschiedenen „Nein ap!“ Jerner: „Gohgl“ heißt Großmutter und „Goh“ Großvater.

Da ich vorher gesagt habe, daß sie sich gern zu Goh flüchtet, so ist das Inognito kaum länger mehr aufrecht zu halten. Es ist nicht anders: die kleine blonde Wienerin ist meine dritte Jugend. Die erste Jugend erlebt man an sich selbst, die zweite an seinem Kinde, die dritte an seinem Enkel. Und dieser Enkel war ein Jahr alt und hieß Traudi. Da habt Ihr Alles auf einmal.

Und daß man in der dritten Jugend noch am Allerfindigsten wird! Morgens am Schreibtisch, die Arbeit mochte noch so „wichtig“, die Sammlung noch so nöthig sein: wohl alle zehn Sekunden zog mein Auge zum Fenster hinaus, ob durch den Garten her das Wägelchen mit dem weißen Kobelbach nicht endlich komme. Ja? Dann bin ich auch schon unten. „Goh! Goh!“ sagt sie ruhig und redt mir die Kernechen entgegen; und schon sitzt sie am Alten, ganz oben, und streichelte das vorstige Kinn: „Ei, ei! Ei, ei!“ Und gleich dem „Goh“ auch ein „Bug!“; sie pfaucht mir das Wort rasch ins Gesicht: und Das war der Morgenfuß. Dann zum „Wom“. Denn mitten im Garten steht ein Bärchbaum, an dem sie gern die rissige Rinde betrachtete; und die Käferchen, Würmchen und Ameisen, die daran krabbelten. Ganz besonders anziehend dort waren ihr aber ein paar Harztröpfchen, die sie nicht „angreifen“ durfte, die sie also nur mit dem Zeigefingerchen betupfte, dann aber in Kalamitäten gerieth, weil jedes Splitterchen dran hängen und das Aleidchen dran kleben blieb, also daß es war, als hätte sie einen Finger, der ihr nicht gehorchte, der plötzlich mit den Dingen ganz eigenmächtig handelte und bei sich behielt, was sie fallen lassen wollte, als wäre es gar nicht mehr ihr Finger. Mit einem unbehaglichen, vorwurfsvollen Blick schaute sie auf diesen mißrathenen Finger, bis er wieder ganz gereinigt war. Aber das nächste Mal betupfte sie wieder die Harztröpfchen.

Gegen körperliche Schmerzen war sie gleichgiltig. Ziel sie hin, so stand sie wieder auf; stieß sie sich mit dem Kopf am Thürpfosten oder am Lehnstuhl, so sah sie sich das Hinderniß prüfend an, um ihm das nächste Mal gelassen auszuweichen. Gegen kleine Zurechtweisungen war sie empfindlicher und ein im ersten Ton vorgebrachtes: „Du schlimme Traudi, Du! Du! Du!“ schreckte sie ein Weilchen in sich zurück, um dann gelegentlich, wenn Andere was anstellten, es eben so zu rügen. Sie konnte sogar die Konfextmirtle spielen, ohne es zu sein, wenn sie ein verdrossenes Mäulchen machte, um sich hinterher ins Häuschen zu lachen. Und ein Schmutzen konnte sie ziehen, mit der aufgebauhten Oberlippe schier die Nasenlöcher verdeckend, wenn ihr Etwas gegen den Strich ging. Das war aber auch das einzige Zeichen des Mißfallens. Das Bornige, Mürrische, Saunische war ihr fremd. Da zerfloß sie lieber in Härlichkeit, streichelte, herzte und „bugte“ alle Gegenstände, nicht etwa bloß die „Gohgl“, die „Evi“, die „Laudi“ im Spiegel, sondern auch das Nichtdöpschen, den Hut. Selbst den aus dem Rohr sprudelnden Brunnen streichelte sie; und wenn dabei die Finger „britschelnah“ wurden, so machte ihr Das ein stillfröhliches Vergnügen. Vor Allem aber die Thiere! Jeder von uns hats vielfach erfahren, wie zugethan die Kinder den Thieren sind, wie unbefangen und treuherzig sie an bissige Hunde, halb-wilde Kinder, zornige Hähne herankommen und wie diese nicht die mindeste Feindseligkeit gegen das Kind zeigen. Die Feindseligkeiten eröffnet wohl meist der erwachsene Mensch. Das Kind aber wäre im Stand, das paradiesische Verhältniß zwischen

den Geschöpfen aufrechtzuhalten. Wenn die Traudi in den Nachbarsstall zur „Bugl“ geführt wurde: wie da das kleine Menschenwesen auing und sich nicht genug thun konnte, das Hobige vierfüßige Ungethüm zu herzen! Und „Bugl“ geben wollte es ihm auch an Stellen, die sonst nach allgemeiner Meinung nicht dazu geeignet sind.

Wenn fremde Kinder ins Haus kamen, so beobachtete die Kleine sie zuerst mit forschendem Blick. Merkte sie Unarten, so ahnte sie alle mit komischer Uebertreibung nach und schloß sich dann mit ganzer Zärtlichkeit den Kindern an. Nachbarskinder, selbst wenn sie schon größer waren, fielen sich zur kleinen Fee gern in ein vasallenartiges Verhältniß, das die Traudi nur insofern ansahnte, als sie die Kleinen tyrannisch nach Herzenslust herzte und koste.

Traubis Vater ist ein Mann, der gern mit den großen Kanonenschiffen auf den Meeren herumfährt, damit die fremden Länder sehen, daß auch Oesterreich-Ungarn ein finsternes Gesicht machen kann. Viel wird in unserem Parlament über die Kriegsmarine herumgesprochen, bisher aber wurde noch nie der Nachtheil erörtert, den Traudi davon hat, daß sie den Vater oft lange Zeit entbehren muß. Heute merkt sie Das noch nicht so recht; aber aufgefallen muß es ihr doch sein, damals, als er Wochen lang nicht da war. Denn als er eines Morgens kam, stand sie in ihrem Bettchen unbeweglich da und schaute ihn an. Plötzlich rief sie: „Vater!“ und verlangte an seine Brust. Nicht der glänzenden Knöpfe wegen, die sonst den Damen an Offizieren so interessant sind, denn die bemerkte sie zuerst gar nicht; sie blickte nur immer in sein Gesicht, drückte sählings ihr Mündchen drauf: „Bugl, Bugl!“ Das war ihr aber nicht genug; jezt begehrte sie die junge Mutter herbei, drückte mit beiden Händchen ihren Kopf zum „Vater!“ hin: „Bugl, Bugl!“ Und alle Hausbewohner, der „Han“ und die „An“ und die „Mart“ und die „Len“ und die „Evi“ und der „Woh“ und die „Wohgl“, mußten herbei, um dem Ankömmling ihre Liebe zu bezeugen.

Von Eifersucht in dem kleinen Herzen also noch keine Spur. Sie will nicht alle Lobsprüche und Zärtlichkeiten für sich haben, sie dirigirt Derlei sehr oft ihren Lieblingen zu und ist still beglückt, zu sehen, wie Alle sich unter einander gern haben.

Damals freilich mußte sie sich der Meinherrschaft noch sicher. Sie war das funkelnde Sonnlein, um das alles andere Gestirn des Hauses kreiste und von dem es all sein Licht erhielt. Aber auf einmal wurde es anders: ein zweites Sonnlein war da, noch kleiner und noch funkelnder. Ein Bräderlein. Daß sie es liebte, und zwar heftiger, als es zärtliche Liebe eigentlich verlangt, wunderte uns nicht. Aber daß sie auch uns Andere immer wieder an der Hand nahm oder am Rockzipf packte, um uns zur Wiege hinzuzerren, daß auch wir das winzig kleine Peterl herzen und küssen sollten und daß wir ihr an solchen Lieblosungen gar nicht genug thun konnten; Das wunderte uns doch ein Wenig von einem jungen Weibsherzlein, in dem sonst schon instinktiv die Eifersucht zu keimen pflegt. Die Kinder wissen sein zeitlich, worauf es ankommt, um nicht zu kurz zu kommen: mit dem spitzen Ellbogen die junge Nebenbuhlerschaft sacht bei Seite und sich unauffällig in den Vordergrund drängen. Bei der Traudl davon keine Spur. Sich selbst ganz vergessend, lebte sie nur im Bräderlein und fürs Bräderlein. Von Allem, was ihr gegeben wurde, mußte zuerst das Peterl bekommen und sie nöthigte es ihm auf. Die Semmel suchte sie dem Säugling in den Mund zu stecken und ganze Hände voll Backsand; den Strohhut wollte sie ihm auf das Köpflein setzen und ihm ein Kleidlein anziehen; dafür sollte es sich auch stets zu rechter Zeit auf das weiße Porzellangeschirr begeben und Traudi schien sehr

verblüfft, wenn ihm erlaubt war, was ihr so scharf verboten; freute sich aber darüber, daß das Brüberchen, es mochte was immer treiben, nicht stets der Gefahr des Ausgezanktwerdens ausgezekt war. Auf jeden Fall konnte hier ein Bundesgenosse heranzuwachsen, wenns drauf ankam. Mich entzündt ihre selbstlose Liebe zum Brüberlein und ihre ruhige, frohe, Beschäftigtheit, die. Sph. Verh., 7., mit. Freude. zshcht., wovn. von. Brüberlein etwas Gutes geschieht.

Wie ist so ein junges Menschenkind doch rührend, wie möchte man vor ihm langsam aufs Knie sinken als vor dem reineren Wesen, an dem noch so viel von Gott lebt und weht, weil es ja erst vom Himmel gekommen! Am Liebsten möchte man einen großen Glassturz darüber geben, daß die kleine himmlische Seele nicht zerbrochen werde.

Unsere Traubi veränderte sich dann von Woche zu Woche und hatte alle Tage was Neues; lauter Kinderelbstverständlichkeiten und doch lauter kleine Wunder, die uns entzückten. Die frohe, reine Kindesseele bewahre Dir Gott, kleine Traubi!

Graz.

Peter Kofegger.



Anzeigen.

Sehen wir Deutschland in den Sattel! Bismarcks Meisterreden. 300 Seiten.

Leipzig, Einhorn-Verlag.

Eine neue Auswahl; man könnte fragen, ob sie nöthig sei. Ich glaube, die Frage bejahen zu müssen. Denn mir schien: Raum für eine hübsche, handliche Taschen-Ausgabe, wie mein Verlag sie plante, ist immer noch da. Mir kam es darauf an, die politischen Wandlungen des Staatsmannes an den besten Beispielen seiner Selbstdarstellung zu zeigen und den Zauber seiner Redekunst und Sprachgewalt voll zur Geltung zu bringen. Durch siebenzehn Jahre öffentlicher Arbeit, bis zum Abschluß der Raigeese, führt dieser erste Band. Trotz der nothwendigen Beschränkung aufs Allerwesentlichste hat er mit Citatenscähnen nichts gemein: er will gelesen, nicht bloß aufgeschlagen werden. Eugen Kalkschmidt.



Hermen. Von Heinrich Spiero. Verlegt bei Leopold Voss in Hamburg.

Es ist nicht gut, auch ungewöhnlich, daß man über ein Buch spricht, worin man selbst, und zwar in günstigem Sinn, erwähnt ist. Leider und Segner regen sich dann im Hinterhalt und werfen ihre Speere. Mit Haß, Mißgunst, Blödsinn, Unverstand, Verständnißlosigkeit und Mißverständnis, mit Taktlosigkeit und vielen anderen schönen Eigenschaften haben wir aber täglich zu kämpfen. Nubecula (nubecula) est, transibit. Ein Wölkchen nur, es wird vorüberziehen. Diesen herrlichen Wappenspruch las ich einmal; und hab' ihn seitdem nicht vergessen. Er ist mein Trost im wüsten Lebenskampf geworden. Und so wag' ich es, auf Heinrich Spieros Buch „Hermen“ aufmerksam zu machen.

Das Buch enthält, in leichtem, flüssigem, elegantem Stil geschrieben, eine ganze Anzahl „Charakteristiken“ (wenn dies Wort hier für die Skizzen erlaubt ist) und Schilderungen von Dichtern und außergewöhnlichen Menschen und über Dichter

und außergewöhnliche Menschen. Heinrich Spiro sagt und erzählt uns von ihnen manches nicht Bekannte oder wenigstens nicht in der breiten Oeffentlichkeit Bekannte. Auch von Solchen, von denen man sonst wenig hört oder gehört hat. Ich nenne unter Anderen Raabe, Spielhagen, Ompeda, Wilhelm Speer, Rudolf Bindau; Erinnerungen an Eduard von Simson, an Treitschke, Freytag und Herman Grimm.

Alt-Rahlstedt.

Detlev von Liliencron.

Helene Böll: Erlösungen, Gedichte. — Irrlichter. Vier Akte. Verlag Kontinent, Berlin.

Es ließe sich kaum vor der Kunst rechtfertigen, wenn man diese beiden Erstlingsgaben der jungen Verfasserin schon als Werke an sich hinstellen wollte. Sie bedeuten nicht mehr als einen Beginn und — vielleicht — eine Verheißung.

Das Bändchen Verse enthält die kurze Geschichte einer Frau, die aus den Wirrungen der Liebe durch die Mutterschaft erlöst wird und sich in eine reinere und hellere Sphäre emporgehoben fühlt. Diese Wandlung ist mit einer zarten Anmuth der Empfindung ausgedrückt; und auch für den Muth schweigender Entfagung am Ende des Hauses findet Helene Böll in den Versen „Schuld“ und „Des Traumes Ende“ persönlichere Töne als für die Schilderung ihrer sündigen Liebesgluthen. Da stammt es heißer und funkelnder aus den Strophen von Marie Madeleine. Am Schluß ist ein Gedicht, „Die Taufe“, in dem die Verfasserin den Beweis bringt, daß sie nicht nur von der Erotik die üblichen Dinge zu sagen weiß, sondern auch einen äußeren Vorgang mit einem Seelenerlebnis in dramatischer Spannkraft verbinden und gestalten kann. Vielleicht wäre die Bühne ihr eigentliches Feld. Das Schauspiel „Irrlichter“ zwar ist noch erfüllt von wüster Theatralik und Sensationensmacherei. Aber in der Art, wie die Menschen mit einander reden, offenbart sich doch mitunter ein nicht gewöhnlicher psychologischer Tiefblick, eine Unerforschlichkeit, hinabzuleuchten in dunkle Abgründe menschlichen Gefühls, und eine frische Kraft der Charakteristik, die manches Gute hoffen lassen. Noch that die Verfasserin sich gerade auf ihre Unerforschlichkeit in der Darstellung des Gewagten, heißen allzu viel zu Gute. Eine Frau ist noch keine tragische Heldin, weil sie viel und Widersisches erlebt und sich schrankenlos von jedem dunklen Drang leiten läßt. Sie ist noch nicht anbetungswürdig, nur weil sie Mutter wird und ihr Kind lieb hat. Aus all den Elementen könnte ein Dichter eine Gestalt schaffen, die uns rührt und ergreift. Helene Bölls „Sascha“ ist am Schluß ihrer ereignisreichen vier Akte hallloser und wirrer als am Anfang. Es ist kein inneres Wachsen in ihr. Dies scheint mir der Kardinalfehler des Stückes. Alle Helden guter Dramen reifen vor unseren Augen zu ihres Wesens Vollendung. Im Guten oder Bösen. Die Sascha der Irrlichter hat nur „Momente“. Auch ihre Verfasserin hat vorläufig nur „Momente“. Sie ist keineswegs zur Klarheit durchgedrungen, worin die Größe einer Siegerin oder die bezwingende Schönheit einer Unterliegenden besteht. Vielleicht, wenn sie einfache, ernsthafte Kunst mehr lieben lernen wird als grelle und falsche Effekte, kann sie auf diesem Wege auch zur Erkenntniß des Einen, was noththut, kommen.

Ob sie den Weg gehen wird? Ob es ihr nicht, wie so vielen dichtenden Frauen, zu mühevoll, zu einsam, zu — langweilig sein wird?

Gabriele Reuter.

Repliken.

Krebs-erreger.

Die „Zukunft“ brachte vor ein paar Wochen einen Auszug aus dem letzten Kapitel unseres Buches „Das Wesen der bösartigen Geschwülste“. Der citirte Abschnitt behandelt unter Anderem die Frage, ob der Krebs eine parasitäre Ursache hat, und referirt kritisch die Arbeiten, in denen eine Lösung dieses Problems in positivem Sinne behauptet wurde. Wir kamen zu der Ueberzeugung, daß es heute noch nicht angeht, einen bestimmten Parasiten als Erreger des Krebses festzustellen, daß man überhaupt nicht mit Sicherheit entscheiden kann, ob der Krebs durch spezifische Erreger entsteht oder nicht. Dr. Ziegelroth hat am sechzehnten März hier nun behauptet, wir hätten die Vorstellung erweckt, daß es einen Erreger des Krebses ungewisselhaft giebt und daß die Wissenschaft auf dem besten Wege ist, diesen Erreger zu entdecken. Er scheut sich also nicht, uns eine Ansicht unterzuschleiben, die der in unserem Buch vertretenen gerade entgegengesetzt ist. Das ist um so unbegreiflicher, als wir auch von gebildeten Laien, wie wir uns überzeugen konnten, ganz gut verstanden wurden.

Die Lecture unseres Buches hätte den Herrn Kritiker lehren können, wie komplizirt die Probleme der Karzinomforschung sind. Nur die Berücksichtigung aller bekannten Thatsachen kann, wie wir gezeigt haben, zu einer Erklärung des Wesens der Krebskrankung führen; und trotzdem bleibt die Frage nach den eigentlichen Ursachen noch unbeantwortet. Für Herrn Dr. Ziegelroth giebt es keine Schwierigkeiten. Der Krebs ist ganz einfach „eine Magenfrage“. Keine Luxusernährung mehr, weniger Fleischnahrung: und die Menschheit ist von diesem schrecklichen Leiden befreit. Die Statistik soll es beweisen. Dr. Ziegelroth hat noch nichts davon gehört, daß auch die Statistik kritisch behandelt werden muß. Er weiß nicht, daß die statistischen Erhebungen auf verschiedene Art vorgenommen werden können und daher nicht ohne Weiteres vergleichbar sind. Die Zunahme des Krebses in den letzten Jahrzehnten ist eben so wenig bewiesen wie ein besonders häufiges Erkranken der Begüterten; die Ausbildung der Diagnostik, die Zunahme der Arztzahl, verbesserte Leichenschau und ähnliche Faktoren erklären allein schon, daß in der neueren Zeit und namentlich in den Kulturcentren die Zahl der notirten Krebstodesfälle so stark gestiegen ist. Sicher ist aber, daß auch ganz arme Leute, die sich in ihrem ganzen Leben keine Luxusernährung, keinen übermäßigen Fleischgenuß leisten konnten, von bösartigen Geschwülsten durchaus nicht verschont bleiben. Wie wenig die Ernährung mit Fleisch für die Entstehung des Krebses in Frage kommt, geht schon daraus hervor, daß ganz extreme Vegetarianer, wie viele Inder, oft an Karzinom erkrankten und daß Thiere, die ausschließlich Pflanzen fressen, wie Rinder und Pferde, recht oft an Krebs zu Grunde gehen.

Das größte Mißverständnis finden wir da, wo von unserer therapeutischen Anschauungen die Rede ist. Herr Dr. Ziegelroth verwechselt den Begriff der Operation mit dem der völligen Entfernung oder Vernichtung des bösartigen Gewebes. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Wiedererkrankung an Krebs nach der Operation fast stets von winzig kleinen Theilen des bösartigen Gewebes ausgeht, die im Körper zurückgelassen wurden. Wäre es möglich gewesen, auch diese kleinsten Reste zu entfernen, so wäre dauernde Heilung bewirkt worden. Und es giebt auch dauernde Heilungen mit Hilfe der Operation; bei Krebsen der inneren Organe verhältnißmäßig selten, bei denen der Haut ziemlich häufig. Es kommt eben darauf an, daß das Leiden möglichst früh erkannt und behandelt wird.

Dieser Meinung sind wohl so ziemlich alle modernen Aerzte. Wollte man dem Rathschlag des Herrn Ziegelroth folgen und gar nicht operiren, so würden eben alle Krebskranken ihrem Leiden erliegen. Ein gewissenhafter Arzt muß den Geschwulstkranken daher dringend empfehlen, sich so bald wie möglich operiren zu lassen, da es ein besseres Heilmittel heute noch nicht giebt. Trotzdem sind wir weit davon entfernt, die chirurgische Behandlung als das Zukunftsideal hinzustellen; wir haben wohl hervorgehoben, daß die völlige Entfernung oder Vernichtung des erkrankten Gewebes zur Dauerheilung genügt, aber nirgends gesagt, daß die Operation diese in befriedigender Weise verbürgt. Die wesentlichste Aufgabe der Krebsforschung besteht ja gerade darin, ein wahrhaft wirksames Mittel zu finden, das die Operation entbehrlich macht oder wenigstens unterstützt. Unsere therapeutischen Bestrebungen brauchen auch nicht auf die Entdeckung eines spezifischen Krebserreger zu warten. Wenn Dr. Ziegelroth uns diese Anschauung zuschreibt, hat er eben wieder Etwas gelesen, das wir nicht geschrieben haben. Wir sagten ausdrücklich, daß es ausreicht, die Krebszellen selbst zu bekämpfen. So lange ein sicheres Heilmittel aber noch nicht gefunden ist, kann Ziegelroths Warnung vor der Operation das Publikum nur täuschen. Krebskranke, die durch die Operation vielleicht noch zu retten sind, werden so dem sicheren Tod ausgeliefert. Gerade diese Möglichkeit einer Irrführung veranlaßte uns, auf diesen Korrekturversuch einzugehen, der nur aus Mißverständnissen und haltlosen Annahmen erklärt werden kann.

Professor von Dungern und Dr. Werner.

Riebsche und Stirner.

Im vierundzwanzigsten Heft der „Zukunft“ erörtert Frau Dr. Förster-Riebsche, um einen vorläufigen Beweis für die Unzuverlässigkeit von Overbeds Gedächtniß in seinen „Erinnerungen an Friedrich Riebsche“ zu erbringen, den „Fall Stirner“. Sie konstatiert, Overbed habe in den Ausleihebüchern der basler Bibliothek nur gefunden, daß ein Schüler Riebsches, der ihm damals nah stand, das Stirnerbuch entliehen habe. „Diese nichts-sagende Notiz bringt Overbed als schlagenden Beweis für die Behauptung seiner Frau, daß Riebsche Stirner gelesen haben müsse. Nun ist es wünschenswerth, zu wissen, was dieser Schüler selbst dazu sagte. Herr Professor Joel hat diesen ehemaligen Schüler meines Bruders, der jetzt Professor in Basel ist, im März 1899 brieflich danach gefragt und von ihm die Antwort bekommen, daß er nicht behaupte, Stirners Buch auf die Empfehlung Riebsches aus der Bibliothek geholt zu haben. Er glaube vielmehr, daß mein Bruder ihm Vanges „Geschichte des Materialismus“ empfohlen habe, worin Stirner erwähnt sei, und daß er aus diesem Grunde das Buch lesen wollte. Joel bemerkt dazu: „Daß B. durch Vange und aus Interesse für Epitaur auf Stirner aufmerksam wurde, scheint mir sehr plausibel.“ Nach dieser Erklärung fällt das Kartenhaus Overbeds zusammen.“ Frau Förster-Riebsche möge es nicht übel vermerken, wenn ich um der mißverständlichen Konsequenzen willen in diesem Punkt ihr sonst treffliches Gedächtniß auffrische. Die Antwort des ehemaligen Riebscheschülers, jetzigen basler Professors B., an mich, auf die sie sich beruft, lautet nämlich:

„Schänzlein bei Basel, am vierten April 1899. Hochgeehrter Herr Kollege! Auf Ihre Anfrage bestätige ich Ihnen, daß ich m. B. Stirners „Einziger und sein Eigenthum“ auf Empfehlung des Professors Riebsche hin von der basler Universitätsbibliothek entlehnt und gelesen habe, und ermächtige Sie, hiervon jeden Ihnen gut scheinenden Gebrauch zu machen. Ob freilich R. das Buch auch gelesen oder es mir nur vom Hörensagen weiter-

gerühmt hatte, ist wieder eine Frage für sich. Ich hatte ihn damals um Literatur konsultirt, in der sich Gesichtspunkte für den Einfluß des Egoismus im Staatsleben der Menschen entwickelt fänden, und da hatte er mir unter anderen dieses genannt mit dem Zusatz: „Es ist das konsequenteste, was wir besitzen“. Er könnte Das aber auch Langes „Geschichte des Materialismus“, die er damals sehr schätzte und für das Fortleben der Theorien Epikurs viel bemühte, nachgesprochen haben. Hierüber habe ich keine eigene Meinung. Mit ergebenem Gruß Ihr Baumgartner.“

Hiernach hat Rieysche nicht Lange, sondern wirklich Stirner selbst zur Lecture empfohlen und Overbeck dem Baumgartner nur die Thatsache dieser Empfehlung mitgetheilt, durfte sich also mit Recht darauf berufen. Aber auch ich muß die Zeugenschaft gegen Overbeck ablehnen. Mit einigem Staunen lese ich bei Frau Förster gegen ihn eine Stelle aus meinem Brief citirt: „Daß B. durch Lange und aus Interesse für Epikur auf Stirner aufmerksam wurde, scheint mir sehr plausibel.“ Ich muß wohl sehr undeutlich geschrieben haben. Denn im Anschluß an den Brief Baumgartners kann es natürlich nicht heißen „daß B.“, sondern nur, daß R. (Rieysche) durch Lange auf Stirner aufmerksam wurde. Der klaren Auskunft Baumgartners entsprechend, die durch die Bibliothekisten gestützt wird (man denke: ein damals fast verschollenes Buch, das auch, wie ich feststellte, in der ganzen basler Zeit Rieysches nur zweimal von der dortigen Bibliothek verliehen wurde, wird von einem Studenten im ersten Semester begehrt und dieser Student steht damals unter dem unmittelbarsten Rentoreinfluß Rieysches), dieser Auskunft entsprechend, habe ich bei dem (in meinem Brief erwähnten) Wiederabdruck des Stirnerauslasses in den „Philosophenwegen“ die Lecture Stirners für Rieysche als möglich, die Kenntniß seiner Richtung als thatsächlich behandelt. Dennoch wiederhole ich, daß mir ein ernsthafter Einfluß Stirners auf Rieysche (und, wie Frau Förster richtig bemerkt, ganz besonders in jener Zeit) undenkbar scheint, und ich unterschreibe mit ihr den Ausspruch Niehls über die Unvergleichbarkeit beider Denker.

Professor Dr. Karl Joel.

Gold, Silber, Papier.

Sein oder Nichtsein: Das ist auch beim Geld die Frage; die einzige, die für die Praxis Bedeutung hat. Wer Geld hat, kann auf alle Theorie pfeifen; wer keins hat, kommt durch die geistreichste Theorie nicht zu Millionen. Trotzdem grübeln jetzt Viele über Versuchen, der Geldknappheit abzuhelfen; und Mancher gerieth dabei auf einen Weg, an dessen Ende ein viel schlimmeres Uebel droht. Gegen die Geldnoth gehts und die Goldwährung soll zum Teufel. Im Ernst: und als Zeuge für die Berechtigung des Kampfes gegen die Goldwährung wird der Reichsbankpräsident Dr. Koch vorgeführt. Neu zum Wenigsten ist dieser Lon. Man weist auf einen Artikel hin, den Dr. Koch vor ein paar Monaten über die Geldnoth veröffentlicht hat, und behauptet, der Präsident habe Frankreichs billigen Kredit aus dem reichen Silbervorrath der Banques de France erklärt, habe damit unsere „reine“ Goldwährung bitter kritisiert und die „hinkende“ Goldwährung Frankreichs zur Nachahmung empfohlen. Zunächst ist festzustellen, daß Frankreich, wie jeder aufmerksame Zeitungsleser, insbesondere jeder Leser der lothisingen Arbeit weiß, nicht eine hinkende Goldwährung, sondern die gesetzliche Doppelwährung hat; sonst hätten die

Bimetallisten ja keinen Grund, sich auf Frankreich zu berufen. An welches Publikum wenden sich so flüchtig hingeschriebene Zeilen? Vielleicht an eins, das heute noch glaubt, man könne Geld machen. Herrn Dr. Koch ist natürlich nicht eingefallen, die Doppelwährung für die Ursache des niedrigen Diskontsatzes der Banque de France auszugeben. Der Wechselzinsfuß, schrieb er, richtet sich im Allgemeinen nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage in den Zahlungsmitteln; da Deutschland einen Wirtschaftsaufschwung, Frankreich dagegen stille Zeit hatte, konnte die französische Centralnotenbank sieben Jahre lang einen Diskont von 3 Prozent aufrechterhalten. Daß diese Möglichkeit nicht von jedem Sachverständigen als Vorzug aufgefaßt wurde, beweist ein Satz, den Leroy-Beaulieu neulich schrieb: „L'absolue fixité du taux de l'escompte à Paris, malgré les modifications dans tous les pays voisins, est une absurdité.“ Absurd also ist, nach der Ansicht eines Nationalökonomen von Weltruf, daß in Frankreich der Wechselzinsfuß unverändert blieb, während er in allen benachbarten Ländern je nach den Umständen schwankte. Zweierlei braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden: daß Frankreichs Wirtschaftskstatus von dem Deutschlands wesentlich abweicht und daß die französische Währung nicht billigeren Kredit sichert als die deutsche. Die Banque de France war im März genöthigt, ihren Diskont auf 3½ Prozent zu erhöhen, und motivirte die Maßregel nicht mit inländischen Ansprüchen, sondern mit der Gefahr eines Goldabflusses ins Ausland. Diese Thatfache konnte die immer von Frankreich hypnotisirten Feinde unserer Währung von ihrem Wahne heilen.

Währungsfragen sind heute nicht mehr nach den Bedürfnissen des engen Heimathlandes zu beantworten, sondern nach denen des internationalen Waaren- und Zahlungsverkehrs. Der Werth einer Waare richtet sich nach der Währung ihres Herkunftslandes. Und als Werthmesser hat man das Metall gewählt, das seinem Wesen nach das im Preis stabilste ist. Gold wird nicht in so großen Mengen gefunden, daß es beträchtlichen Werthschwankungen ausgesetzt sein könnte, und ist beinahe unverwundlich. Seine Wahl zum Werthmesser verdankt es diesen natürlichen Eigenschaften. Das Silber ist sehr entwerthet worden und deshalb nur da als Währungsbasis brauchbar, wo so viel weißes Metall produziert wird, daß seine Verdrängung durch das Gold eine Revolution der Finanzwirtschaft bewirken würde. Trotzdem sind Silberländer wie China und Mexiko nicht etwa geschworene Feinde der Goldwährung; auch dort weiß man schon, daß im internationalen Handelsverkehr die Goldwährungsländer besser dran sind als alle anderen. Aber, wird hier eingewandt, die Vereinigten Staaten von Amerika stehen, trotz Silbercirculation und Doppelwährung, in der Reihe der Industriestaaten doch vornan. Richtig; nur ist gerade der Vortheil, den die Doppelwährung angeblich bringen soll, der billige Kredit, in Amerika nicht zu finden: der Wechselzinsfuß ist dort höher als bei uns. Auch erzeugen die Vereinigten Staaten so ungeheure Mengen wichtiger Rohstoffe und stehen deshalb als Weltmarktlieferanten in so unangenehmer Position, daß sie auch mit einer weniger guten Währung bequem auskommen können. Amerika zieht so viel fremdes Gold über's Meer, daß die Silbercirculation in den Grenzen der Union in ihren Wirkungen auf das Inland beschränkt bleibt. Immerhin ist das amerikanische Geld an sich schlechter als englisches und deutsches. Noch wichtiger als die Frage, welchen Einfluß die Währung auf die internationalen Beziehungen der Union hat, ist aber die Thatfache, daß gerade in den Vereinigten Staaten das vielgepriesene Silber sich

als unzureichendes Zahlungsmittel erweist. Das amerikanische Geldwesen leidet nicht unter einem Mangel an Hartgeld, sondern unter der ungenügenden Ausgestaltung des Notenumlaufes. Der kann sich, weil er nicht von einer Centralstelle aus geregelt wird, nicht dem jeweiligen Bedarf anpassen; oft fehlt es an Banknoten und das Geld wird abnorm knapp und theuer. Ich habe hier schon die verschiedenen Versuche des Schapamtes, mit Palliativmitteln die Geldscarcität wegzuschaffen, gezeigt und kann mich heute auf die Feststellung beschränken, daß der neue Schapsekretär Cortellou bis jetzt auf diesem Gebiet nicht mehr Geschicklichkeit bewiesen hat als sein Vorgänger Shaw und obendrein mit den Antipathien Roosevelts rechnen muß. Die Banknote aber, nicht der Silbervorrath, sichert der Banque de France die Vortheile hohen Metallbestandes. Die Bimetallisten brauchen also nur die Vereinigten Staaten und Frankreich zu vergleichen, um zu erkennen, daß auch die Doppelwährung nicht nach allgemeinen Regeln, sondern nach den aus der Wirtschaftsstruktur des Landes erwachsenden Bedürfnissen zu beurtheilt ist. Amerika exportirt Riesensummen verschiedener Rohstoffe und alle Länder sind ihm verschuldet; also kann eine mangelhafte Währung schließlich ertragen. Deutschland, dem die Aktivität der Handelsbilanz fehlt, würde auch seine Zahlungsbilanz wesentlich verschlechtern, wenn im Inland mit Silber, die Rechnung des Auslandes aber mit Gold bezahlt würde.

In Frankreich bedeutet die Banknote viel mehr als bei uns; der Franzose hat sich so an das Papiergeld gewöhnt, daß er kein Bedürfniß nach anderen Zahlungsmitteln empfindet. Die Bank von Frankreich konnte unter diesen Umständen um so leichter einen großen Metallbestand ansammeln, als ihr keine bestimmte metallische Notenbedeckung vorgeschrieben und die gesetzlich festgelegte Maximalgrenze der Notenausgabe (die bei der Deutschen Reichsbank nicht besteht), je nach den Anforderungen des Verkehrs, leicht zu ändern ist. Unsere Silberfreunde sehen nicht, welche Rolle das Papiergeld in Frankreich spielt; wollen es vielleicht nicht sehen. „Silber könnte statt des Papiers bei uns eben so wie in Frankreich den Stoff für den Inlandverkehr bilden“: in diesem Satz drückt sich die Unkenntniß französischer Verhältnisse deutlich aus. Es kommt aber noch besser. Gegen den Verdacht, die Währung des Reiches untergraben zu wollen, soll der Satz schämen, Gold könne „ja ruhig Werthmesser bleiben“. Sehr freundlich; wenn man nur auch erfahren könnte, zu welchem Zweck die Reichsbank sich, nach den Wünschen der Geldverbesserer, für 500 Millionen Mark Silber anschaffen soll. Ist die Bank von Frankreich das Vorbild? Dann soll also auch die Reichsbank künftig ihre Noten nur noch in Silber einlösen und ihre Zahlungen in Silber leisten, ganz wie das pariser Institut. Dann aber hätten wir eben die Doppelwährung statt der Goldwährung. Daß solche Projektmacherei, die dem Ausland ja nicht unbekannt bleibt, unseren Kredit erhöht, glaube ich nicht. Die Engländer und Franzosen lesen von der Entwerthung der besten deutschen Anlagepapiere, von der Absicht des Schapamtes, die neue Anleihe mit 4 Prozent zu verzinsen, und jetzt gar von heftigen Angriffen auf Reichsbank und Goldwährung, die festesten Bollwerke unseres Geldmarktes. Müssen wir gerade in dieser Krisenzeit vor fremden Augen den lezten Flegel von unserer Blöße reißn? Nur der Ignorant kann fragen, warum nicht auch das Silber „als Waare“, wie Effekten, Getreide, Kohle, Eisen, internationales Zahlungsmittel sein könne. Nächstens hören wir die Frage vielleicht im Reichstag; im Machtbezirk der rheinisch-westfälischen Großindustrie ist sie schon gestellt worden. Da wurde auch gesagt, das Gold könne weiter „als Basis für den

Auslandverkehr“ gelten. Erst Gold und nachher Silber. Prinzipienreiterei darf man nicht nennen. „Silber als Waare“ im internationalen Zahlungsverkehr! Ich möchte nur wissen, in welchem Lande da der größte Absatz Deutschlands sein wird. Getreide, Kohle, Eisen werden stets gebraucht; aber Silber? Der Bedarf an silbernen Vöfeln ist doch nicht so groß, daß daraus ein besonderer Erfolg des Rohsilbers als internationalen Zahlungsmittels erhofft werden könnte; und von silbernen Tellern essen noch immer nur die Leute, die Gold im Ueberfluß haben. Wie also soll der internationale Zahlungsverkehr durch die Verwendung von Silberbarren erleichtert werden?

Wenn wir nur in den Heimathgrenzen Handel trieben, wäre der Stoff des vom Gesetz vorgeschriebenen Zahlungsmittels gleichgiltig. Gold, Silber, Messing, Leder oder Papier; wenn der Staat will und dekretirt, ist Alles gutes Geld. Nur müßte es selbst an seinen Kassenschaltern annehmen; und genau festsetzen, wie viel es nach altem Geldwerth gilt. Der straßburger Professor Georg Friedrich Knapp, dessen „staatliche Theorie des Geldes“ großes Aufsehen machte, hat sich von dem Metallgeldbegriff losgesagt. Thoren haben das Werk, das eine neue Begriffswelt schafft und erkenntnistheoretisch von großer Bedeutung für das Geldwesen ist, belächelt, weil es ihnen nicht die üblichen Phrasen aufsticht, vielleicht auch ihr Verständniß übersteigt. Das Geld, sagt Knapp, ist ein Geschöpf der staatlichen Rechtsordnung; seine Seele liegt nicht in dem Stoff der Platten, sondern in der Rechtsordnung, die den Gebrauch regelt. Der Staat bestimmt, was Geld ist, indem er Geldzeichen, die eine bestimmte Markteigenschaft haben, in seinem Gebiet zu Trägern der Wertheinheit macht. Wir hören von Chartalität und chartalem Geld. Die Wirkung der Chartalität ist auf das eigene Staatsgebiet beschränkt, denn das Ausland braucht unsere Zahlungsmittel nicht anzuerkennen, sondern kann eine im internationalen Verkehr gebräuchliche Geldform fordern. Dazu dient das valutarische Geld, der eigentliche Werthmesser. Nach seiner Art wird die Währung eines Landes beurtheilt. In Goldwährungsländern ist Gold valutarisch; und man muß immer wieder daran erinnern, daß der erste Anstoß zur Einführung der Goldwährung von England kam. Die Handelsvoormacht, die mit der ganzen Welt in Beziehungen steht, war schon vor sechsunddreißig Jahren, als die Währungspolitik begann, sich den Ausgleich der internationalen Geldkurse als Ziel zu setzen, reines Goldwährungsland und zwang so die großen Handelsstaaten, deren Geld zuletzt nach England floß, sich der dortigen Valuta anzupassen. Für das Inland genügt das durch eine staatliche Proklamation geschaffene Geld; für den Verkehr mit dem Ausland braucht man Gold. So hats England, nicht ohne Grund, gewollt. Knapp zeigt, wie nützlich die Goldwährung für den Außenhandel ist, weil sie allein einen „intervalutarischen“ Ausgleich zu schaffen vermag. Trotzdem berufen die Silberleute sich auf Knapp, weil er den richtigen Satz ausgesprochen hat, daß im Inland die Geldart des staatlichen Zahlungsmittels ohne Belang ist. Folglich, sagen sie, ist das Silbergeld dem Gold völlig gleichzustellen. Auch nach Knapps Ansicht ist aber für den inländischen Verkehr die Geldart zu empfehlen, die dem Staat erleichtert, große Goldbestände in steter Bereitschaft zu halten. Ein Goldwährungsland, dessen Notenumlauf so geregelt ist, daß es im heimischen Zahlungsverkehr ohne gefährliche Schwächung der Goldbestände auskommt: Das wäre so ungefähr das Ideal. Von dem sind wir leider, wie die Geldnöthe der letzten Zeit bewiesen haben, recht weit entfernt; kommen ihm aber nicht dadurch näher, daß wir blind, als gebe es keine Pflicht zu internationalem Zahlungsausgleich, gegen die Goldwährung antreten. **L A D U.**

Circus BuschTäglich Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr**ROM****Grosse Original Ausstattung-Pantomime in 7 Bildern.**

Besonders hervorzuheben: Das Radium-Ballet. Die grossen Kampfspiele im Circus Caligula. Die Todesfahrt über die zersprengte Brücke. Brand und Zusammensturz des Castor-Tempels. Feenhafte Licht- und Wasserspiele, sowie das grosse Galaprogramm:

Perez-Truppe. Frä. Martha Mohnke. Ernst Schumann.

Kissingen

fördert den Stoffwechsel

Saison: 15. April bis 31. Oktober.

Rakoczy und Maxbrunnen weltberühmt für
Trinkkuren

(Wasserversand)

2 Solesprudel mit hohem Kohlensäuregehalt zu
Badekuren

Haaräder, Gradierwerk, Inhalation, Pneumatische Kammern, Treppenkur.
Prospekte: Kurverein.

GOERZ TRIEDER- BINOCLES



Prismenfernrohre für Theater, Jagd,
Reise, Sport, Militär und Marine

Ober

100 000 Stück verkauft.

In der deutschen und in ausländischen
Armeen als officielle Dienstgläser ein-
geführt. Special-Modelle für Theater,
Jagd und Marine. Kataloge kostenfrei.
Zu beziehen zu den von uns festge-
setzten Preisen durch die Optiker aller
Länder und durch

OPTISCHE ANSTALT **C. P. GOERZ** AKTIEN-
GESELLSCHAFT
BERLIN-FRIEDENAU 56

London. Paris. New York. Chicago.

Kataloge über Cameras und photographische Artikel auf Anfrage.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, den 5. und Sonntag, den 7./4.
Der Gott der Rache.
Sonabend, den 6./4. **Der Revisor.**

Kammerspiele.

Freitag, den 5./4. **Komödie der Liebe.**
8 Uhr
Sonabend, den 6. u. Sonntag, den 7./4. 8 U.
Frühlings Erwachen.
Weitere Tage siehe Anschlagstule

Thalia-Theater

Täglich Abends 8 Uhr
Olympische Spiele
Sonstg. den 1./4. Nach. 3 U. Eine lustige Doppel-Ehe

Theater des Westens.

Täglich 8 Uhr
Die lustige Witwe.
Gastsp. des Hamburger Operetten-Theaters. (Director Monti).

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 5./4. **Vorbestraft.**
Sonabend, den 6./4. **Der Dieb.**
Premiere
Ein Stück in 3 Aufzügen v. Henry Bernstein.
Sonntag, den 7./4. **Der Dieb.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 718. Direkt. Lieban.
Freitag, den 5./4. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Marcha.**
Sonabend, den 6./4. 8 U. **Der Barbier v. Sevilla**
Sonntag, den 7./4. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Freischütz.**
Montag, d. 8./4. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Offenbach-Einakter-Abd.**
„Fritzchen u. Lieschen“, 66. u. 67. Regimentskammer
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.
Der Teufel lacht dazu
Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.
Musik von Victor Holsaender.
Bender. Massary.
Josephl. Glampietra.
Phlla Wolf.

Cabaret Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager.
Schlager.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Kurhaus von Dr. Rheinboldt in Bad Kissingen
für chronische Verdauungsstörungen

Herz-, Nervenleiden, Mast- und **Entfettungskuren**
nach wissenschaftlichen Methoden.

Prospekte auf Wunsch. Villa Olga, Bad Kissingen.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW.II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== Terrains, Baustellen, Parzellierungen. ==
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.
== Sorgsame fachmännische Bearbeitung. ==

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfsplatz

Freitag, den 5./4. 7 U. **Faust.**
Sonnab., d. 6./4. 8 U. **Weh dem der lügt.**
Sonntag, d. 7./4. 8 U. **Herthas Hochzeit**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Jeden Freitag. **Populäres Sinfonie-Concert d. Mozartsaal-Orchesters**
Jeden Sonntag. **Populäres Concert d. Mozartsaal-Orchesters.** Dirigent Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

Freitag, den 5. und Sonntag, den 7./4. 8 U.

Toska.

Sonnab., d. 6./4. 8 U. **Faust's Verdammung**
Montag, d. 8./4. 8 U. **Hoffmanns Erzählungen**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, den 5. und Sonntag, 7./4. 8 Uhr.

Ein idealer Gatte.

Sonnabend, den 6. u. Montag, den 8./4. 8 U.

„Bunbury“.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Wer langweilt sich?

Schriftsteller, der viel erlebt u. gesehen hat, ist zu interessant. Briefwechsel erbötig (auch franz.) geg. Vergütung, unt. „**Marquis 9135**“ (1909) an die Exp. d. **Zukunft**, Berlin SW. 48.

Lustspielhaus in Berlin

Täglich: Abends 8 Uhr.

Musarenfieber

Sonntag, den 7/4 Nachm. 3 Uhr.

Der Familientag.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).



Photo-Apparate!

Ohne unseren neuen Katalog P, den wir Jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man photogr. Apparate unbedingt

v o r e i l i g .

Union-Cameras werden nur mit Anastigmaten von Goerz und Meyer ausgerüstet. Lieferung gegen bequeme Monatsraten.

Stöckig & Co.

Dresden-A. 16 u. Bodenbacher Böh.

Goerz Triöder-Binocles
Französische Ferngläser
Vergrößerungs-Apparate

gegen bequeme Monatsraten.

Wenn Sie
angestrengt
arbeiten,

so erhalten Sie Ihre notwendige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nahrungsmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drug., sonst vom Hersteller Dr. VOLKMAR KLOPFER, Dresden-Leubnitz.
Tägl. Ausgabe ca. 20 Pfg. Wissenschaftliche Broschüre kostenfrei.

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königsgrätzer Str. 110 c.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerkrank**

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prospekt.

Sanatorium Schloss Niederlössnitz

Frühjahrskuren. Station Kötzschenbroda Dresden. Mildes Klima. Physik-diätet. Behandl. nach Dr. Lahmann bei Nerven-, Herz-, Frauen-, Magen-, Darm-, Nierenleiden, Zuckerkr., Fettsucht, Rheuma, Gicht, Asthma. Prosp. frei d. die Direction E. Rötke.

Schockethal

b. Cassel. Nerven. Kassenf. I. natürl. Heilv. Gr. Erdbeje.
Wiederlagen. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schrammalfel.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz. Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

Liebhäber

ein
sartes reines Gesicht mit
rosigen jugendlichen Ansehen,
weicher samtweicher Haut und blendend
schöner Teint, gebrauchen die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden**
Schutzmarke Steckenpferd, à St. 50 Pf., überall vorrätig.

Ziehung am 16., 17. u. 18. April 1907

Geld-Lotterie

im Geiste der Flugschrift des Grafen von Sappell.

8882 Gelödwinnne ohne Abzug

380,000 Mark**60,000** "**50,000** "**40,000** "**30,000** "

Loose à M. 3.— (Deta s. Liste 30) empfiehl u. vers.

L. Hagemann, Hamburg, K. Holzdamm 39.

Gaght. 1864. 1865. 1866. 1867. 1868. 1869. 1870. 1871. 1872. 1873. 1874. 1875. 1876. 1877. 1878. 1879. 1880. 1881. 1882. 1883. 1884. 1885. 1886. 1887. 1888. 1889. 1890. 1891. 1892. 1893. 1894. 1895. 1896. 1897. 1898. 1899. 1900. 1901. 1902. 1903. 1904. 1905. 1906. 1907.

Medizin, Aberglaube und Geschlechtslebenin der Türkei u. ehem. Vasallenstaaten
Von Bernh. Stern.

2 Bde. ca. 1000 Seiten à 10 M. Geb. à 12 M.

(I. Medizin, Abergl. II. D. insime Geschlechtsleb.)

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

Von Dr. W. Rudeck.

2. Aufl. 514 Seit. m. 58 Illustrationen 10 M.

Lwbd. 1 1/2 M. Hfz. 12 M.

Die Lehre v. d. Kindsabtreibung

u. v. Kindesmord. Gerichtsärztliche Studien v.

Dr. Heiner v. Fabrica. 2. Aufl. M. 7 50 Geb. M. 9.—

Ausführ. Prospekte u. Verlagsverzeichn. über

kult. u. sittengeschichtl. Werke gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Elektr. Kuren

wirksamer

als alle andere Kure.

Gesund. Erfolg. Selbst-

schw. Apparat durch

sich z. bez. Prosp. grat.

J. G. Brockmann

Breslau, Mostenitzerstr. 4.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums mit wundervollem

Orgelton. Katalog gratis.

Aloys Haier, Hoflieferant, Fulda.

Illustrierte Prospekte auch über den

neuen Spielapparat „Harmonista“,

mit dem Jedermann ohne Notenkennt-

nisse sol. 4st. Harmonium spielen kann.

Also sprach Herakleitos.

„Über das All.“ Deutsch v. Dr. Maximil. Kohn

Es giebt noch keinen rein deutschen Heraklit

Man kennt nur sein „Alles fließt.“ Vielleicht ist

der Stammvater alles Evolutionismus Vielen in

deutschem Gewande lieb. — Preis 60 Pfg.

Hamburg (24). Verlag Eigen (Dr. Kohn)

Fussschweiss auch Hand-

Achselsschweiss

sodort gerichtet und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Fra-

Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmar-

Echt einzig und allein bei **Max Arz**

Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittel-

Nervenschwäche der

Männer

Ausführliche Prospekte

mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachte

gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couve

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Der
Millionenbauer
Max Kretzers
berühmter
Roman
ist für eine Mark
(gebunden 1 1/2 Mark) zu
haben in allen Buchhandlungen
oder direct beim Verleger
Oskar Hellmann in Jauer
Schlesien.

Zur gefl. Beachtung!

Die Amateur-Photographie wird in immer weiteren Kreisen als überaus an-
der und bildungsfördernder Sport betrieben
dieser Tatsachen ist unsere deutsche Industrie für photographische Apparate zu einer
lichen Blüte gelangt und bringt auch dieses Jahr wieder eine hervorragende Auswahl
Modelle, welche den Bedürfnissen des Publikums aufs glücklichste angepasst sind. Da
diesem Gebiete rühmlichst bekannte Versandfirma **Bial & Freund** in Breslau
sich angelegen sein lassen, als die erste auf dem Platze dieser Neuheiten dem Publ.
in ihrer aussprechenden Art zugänglich zu machen, indem sie die Apparate zu durch-
angemessenen billigen Preisen gegen bequeme Teilzahlung auf den Markt bringt.
heutigen Nummer liegt ein Prospekt der genannten Firma über photographische Appa-
rat und **Hensoldt-Prismen** bei, auf die wir an dieser Stelle ganz besonders hinweisen.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker-Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stahl- und Leinwand-, Eisentüren, Herdeisen, Schloßern, Wägen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohngruppen.



Durch die Lupe besehen

gibt es kein bis in die kleinsten Teile sauber gearbeiteteres Rad, als das „Jagdrad“. Beabsichtigen Sie also ein Fahrrad anzuschaffen, so fordern Sie sofort per Postkarte unseren großen Hauptkatalog mit tausenden Abbildungen, welcher Ihnen sofort kostenlos und portofrei zugesandt wird. Derselbe enthält ferner: Nähmaschinen, Haushaltungsmaschinen, Schuhmaschinen, Zubehörteile, Radfahrer-Bedarfsartikel und Sportartikel. Fünf Jahre Garantie. Auf Wunsch Ansichtsendung. Verkauf direkt an jedermann, also ohne Zwischenhandl.

Deutsche Waffen- u. Fahrrad-Fabriken in Kreiensen 20 (Harz).

Magdeburger Privat-Bank.

Gewinn- und Verlust-Conto am 31. Dezember 1906.

Debet.		Kredit.	
	ℳ	ℳ	ℳ
Handlungskosten	1 347 296	Vortrag	376 53
Abschreibungen	50 000	Gewinn:	
Reingewinn pro 1906	2 649 706	a) Zinsen inkl. Devisenertrag	2 043 384
		b) Provisionen in laufender	
		Rechnung	1 434 935
		c) Effekten	556 334
		d) Sorten und Coupons	11 973
	4 047 003		4 047 003

General-Bilanz am 31. Dezember 1906.

Aktiva.		Passiva.	
	ℳ	ℳ	ℳ
Kassabestand inkl. Reichsbank-Giro-Guthaben, Sorten und Coupons	4 101 399	Aktienkapital	24 000 000
Guthaben b. Banken u. Bankiers	1 620 468	Reservefonds	1 058 296
Wechsel-Bestand inkl. Devisen	16 745 087	Spezialreservefonds	418 581
Effektenbestand	4 626 682	Beamten-Unterstützungsfonds	46 200
Konsortialbeteiligungen	1 697 541	Akzente	17 478 934
Vorschüsse gegen Waren	16 803 315	Avale (in der Hauptsache Bürgschaften für Fracht- und Steuerkredite)	M. 8 127 580,22
Effekten	23 406 623	Rückständige Dividende	1 042 50
Aval-Debitoren M. 8 127 580,22		Betrag der überhobenen Zinsen	110 173
Sonstige Debitoren gedeckt M. 13 742 327,83		Kreditoren	51 446 455
blanco	9 987 412,99	Reingewinn pro 1906	2 649 706
	23 734 770		97 350 179
Bank-Gebäude-Conto in Magdeburg, Hamburg, Burg, Eisenberg, Gardelegen, Neuhaldenleben, Halberstadt, Nordhausen, Stendal u. Tangermünde	1 820 571		
Inventar inkl. Stahlkammer-Einrichtungen	229 517		
Beteiligung bei der Magdeburger Liquidations-Kasse G. m. b. H. und der Ascherlebensbank Gerson, Cohen & Co.	754 486		
Vermögen der Nordhäuser Bank	1 679 724		
	97 210 179		

Magdeburg, den 12. Februar 1907.
Die Direktion der Magdeburger Privatbank.

Schultze. Hommel.

Landbank.

Bilanz am 31. Dezember 1906.

Aktiva.		M	S	M	S
Kassa-Konto				69 662	81
Konto-Korrent, Debitoren				242 366	34
Allgemeines Hypotheken-Konto, Debitoren				35 664 894	33
Effekten-Konto				3 496 536	28
Grundstücks-Konto				21 387 838	12
Grundstücks-Konto der Rentengüter				3 118 101	99
Rentengütermassen				5 694 221	10
				69 682 619	9
Passiva.		M	S	M	S
Aktien-Kapital				15 000 000	—
4½% Schuldverschreibungen				10 000 000	—
Gesetzliche Reserve	706 506	59			
Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlustrechnung von 1906	61 988	53		768 495	12
Spezial-Reserve	369 821	54			
Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlustrechnung von 1906	61 988	53		421 810	07
Allgemeines Hypotheken-Konto, Kreditoren				18 384 838	43
Konto-Korrent, Kreditoren				4 915 138	—
Konto-Korrent, Zwischenkredit				18 491 344	38
Sparkassen-Konto der Angestellten				232 165	59
Noch nicht abgehobene Dividenden				1 015	—
Noch nicht abgehobene Zinsen auf 4½% Schuldverschreibungen				71 295	75
Pensionsfonds der Angestellten	199 669	10			
Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlustrechnung von 1906	20 000	—		219 669	10
Tantieme des Aufsichtsrats				51 000	—
7% Dividende auf die Aktien				1 050 000	—
Uebertrag auf neue Rechnung				76 853	53
				69 682 619	90
Gewinn- und Verlust-Konto.		M	S	M	S
Allgemeines Betriebs- und Verwaltungs-Konto				687 593	41
Bau-Konto				375 164	48
Allgemeines Verwaltungskosten-Konto				398 913	73
Mobilien-Konto				791	70
Zinsen-Konto				147 464	47
Reingewinn				1 320 830	59
Von diesem Betrage entfallen auf:					
Gesetzliche Reserve	61 988	53			
Spezial-Reserve	61 988	53			
4% Dividende auf das Aktien-Kapital	600 000	—			
Ueberweisung an den Pensionsfonds der Angestellten	20 000	—			
Uebertrag auf neue Rechnung	76 853	53			
Tantieme des Aufsichtsrats	50 000	—			
3% Superdividende auf das Aktien-Kapital	450 000	—			
				1 320 830	59
				2 980 758	38
Haben.		M	S	M	S
Saldo-Vortrag aus 1906				81 060	04
Grundstücks-Konto				2 589 635	92
Effekten-Konto				214 280	61
Kommissions-Konto				45 791	61
				2 930 758	33

BERLIN, im Februar 1907.

Landbank.

Die Direktion:

Paschke, Lueder, Lauenstein, Binder.

Die Revisoren:

Hardt, Dr. Wehner, Freytag.

Waldpark-Sanatorium**Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.**

3 Spezialärzte. — Winterkuren.

Sämtliche mod. Kurnittel. Aller Comfort. Prospekte. Healtzer: Dr. FISCHER.

Blasewitz bei Dresden.

Berliner Handels-Gesellschaft.

Bilanz vom 31. Dezember 1906.

Soll.	<i>M</i>	<i>pf</i>
Kassa-Konto	21 065 110	15
Effekten-Konto	21 528 542	60
Effekten-Report-Konto Reports und Lombardvorschüsse auf Effekten	52 189 526	65
Wechsel-Konto	74 501 329	80
Grundstücks-Konto	1 372 842	60
Bankgebäude	4 645 970	30
Konsortial-Konto	52 509 306	85
Kontokorrent-Konto Debitoren	190 085 758	65
Pensions-Kasse der Angestellten d. Berliner Handels-Gesellschaft Effekten-Bestände	2 334 701	—
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft Effekten-Bestände	205 807	50
	420 438 896	10
Haben.	<i>M</i>	<i>pf</i>
Kommandit-Kapital-Konto	100 000 000	—
Reservefonds	29 000 000	—
Tratten-Konto	65 703 049	50
Kontokorrent-Konto Kreditoren	210 248 930	95
Gewinnanteil-Konto Rückständige Gewinnanteile	7 083	35
Pensions-Kasse der Angestellten d. Berliner Handels-Gesellschaft Vermögensstand	2 407 850	60
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft Vermögensstand	223 664	80
Gewinn- und Verlust-Konto Reingewinn	12 848 316	90
	420 438 896	10

Gewinn- und Verlust-Rechnung vom 31. Dezember 1906.

Soll.	<i>M</i>	<i>pf</i>
Verwaltungskosten	1 738 783	05
Steuern	663 475	15
Reingewinn	12 848 316	90
	15 250 575	10
Haben.	<i>M</i>	<i>pf</i>
Vortrag aus 1905	538 343	45
Zinsen-Ertrag abzüglich der gezahlten Zinsen	4 823 256	20
Zinsen-Ertrag der Wechsel einschliesslich der Kurs-Differenzen auf Devisen und Sorten abzüglich der gezahlten Zinsen und des Diskonts auf den Bestand	3 005 864	65
Gewinn aus Konsortial- und Effekten-Geschäften	3 541 187	55
Provisionen	3 341 923	25
	15 250 575	10

Berliner Handels-Gesellschaft.

Die Geschäftsinhaber.

A. Jandorf & Co.

Spittelmarkt — Belle Alliancestr.
Gr. Frankfurterstr. — Brunnenstr. — Kottbus. Damm

Zum Umzug

in hervorragend grosser Auswahl

Gardinen * Portièren

==== **Teppiche** ====

Decken * Möbelstoffe

 **Fertige** 

Herren- und Knaben - Garderobe.

Für die bevorstehende Saison auf das Reichhaltigste
ausgestattet, zeichnet sich unsere Garderobe durch
**Preiswürdigkeit, vorzügliche Verarbeitung, gute
Stoffe und elegantem Sitz** aus.

Herren-Anzüge	22.50, 25.00, 27.50, 33.50.
Lüstre-Jackets	2.95, 3.50, 4.25, 5.40.
Knaben-Anzüge	5.80, 6.90, 7.40, 8.60.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL**POPE** Pferdestärke
500,— M. compl.

mit Benzol

50% Betriebsersparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie mit Benzin lauft, ohne Umstellung.

Ing. Otto Pape, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.
Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.Arbeits- und
Beschäftigungskuren.**Dr. J. Marciniowski.****OPEL** Rüsselsheim M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen**Ermahnung.**Gibt Euren Mädels und den Buben
nur **Poetko's Apfelsaft** aus **Guben**.

Poetko's Apfelsaft ist köstliches frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder. Nervöse. Genesende. Versand in Kästen, à 30 Fl. z. 40 Pf., Auslese 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.

Ferd. Poetko, Guben iB.

Grösste Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Probefläschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.

BERLIN**DER KAISERHOF**

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-8.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kuxenabteilung
Abteilung für
Action ohne
Börsennotiz.

Kommanditist von S. H. Oppenheimer jr., Hannover.
Essener Niederlassung: Münzesheimer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf. Telegr.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerkswerte, Hannover Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa 4121, 4122. Essen 39, 313, 1053 Hannover 53, 2046, 2614.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

(ant. Verb.)	Kkt. %	Verk. %	(ant. Verb.)	Kkt. %	Verk. %
Borneo-Kautschuk-Compagnie...	—	102	Mollwe Pflanzungsgesellschaft	80	85
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	130	135	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Akt.	—	103
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges.	17	21	Ostasiatische Handelsgesellsch.	48	55
Deutsch Ostafrik. Ges. St.-Ant.	98	—	Salata Samoa-Gesellschaft	—	103
do. Vorz.-Ant.	99	104	Samoa-Kautschuk-Comp. A.-G.	—	97
Deutsche Hdt.-u. Plant.-Ges. d. S.-I.	170	178	Sakarre-Kaffee-Plantagen-Akt.	—	15
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	180	188	Usambara-Kaffeebauges. St.-Ant.	29	32
Deutsche Samoa-Gesellschaft	82	87	„Victoria“, Westafrik. Pfl.-Ges.	30	35
Jaluit-Gesellschaft	286	315	Westafrik. Pflanzungs-Gesellschaft „Bibundi“, St.-Ant.	60	70
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	100	do. Vorz.-Ant.	95	100
„Meinjar“ Pflanzungsges. A.-G.	—	87			

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler** und **provisionsfrei** ab. **Abgchluss 21. März 1917.**

Vita, Deutsches Verlagshaus Berlin NW 52.

Hilfer. Fynke...

Afrikanischer Lorbeer

Ein Kolonialroman

550 S. Broch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Das Buch gehört in jedes Deutschen Hand

Risikolos

Jede Verzinsung auf Gewinnne in kleiner Kapitalinvestition auf Beteiligung an solidem Grundstücksunternehmen. — Mit Berliner Glückszahlen, Währungsreform.

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzufliessen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, psycho-graphologische Praxis seit 1890. Auf briefliche Anfrage kostenlos: sechste Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Im herrlichen Zackental! „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dir. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Möckerstr. 118.



Das Haus
**MOËT &
 CHANDON**

*besitzt in den besten Lagen der
 Champagne mit 150 Hectar
 ca. 3000 preuss. Morgen
 mehr Weinberge als seine erst-
 klassigsten Konkurrenten zusammen.
 Zur Zeit der Lese beschäftigt das Haus
 Moët & Chandon ca. 5000 Personen.
 Der Besitz der besten Lagen sowie eine
 über 150 Jahre alte Praxis in der
 Behandlung der Weine bedingt
 die stets gleichmäßig vorzügliche
 Qualität von
White Star „sec“
 Extra-dry Champagne*